



Die Geschichte des Zementwerks Leimen

Von Menschen und Zement

PORTLAND -
CEMENTWERKE
HEIDELBERG UND MANNHEIM
ACTIENGESellschaft.



Von Menschen und Zement

Die Geschichte des Zementwerks Leimen

Von Menschen und Zement

Die Geschichte
des Zementwerks Leimen

Dietmar Cramer
unter Mitarbeit von Ruth Birkle
und Frank Beyersdorf

Der Heidelberger Portländer

Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur

2

Heidelberger Zement ist heute einer der weltweit größten Zementhersteller. In mehr als 50 Ländern arbeiten über 36'000 Menschen, davon etwa 8'000 in Deutschland. Den Anfang nahm das Unternehmen in Heidelberg am Neckar gegenüber der heutigen Hauptverwaltung. Mit der Verlegung des Werks nach Leimen entstand ein modernes, auf Expansion ausgerichtetes Unternehmen. Hier entwickelte sich die Identität von Heidelberger Zement. Menschen, die

sich mit ihrer Arbeit identifizierten, bildeten bald eine Familie der „Portländer“. Das Werk Leimen ist nicht nur der Ausgangspunkt der Expansion von Heidelberger Zement, sondern hat in der Vergangenheit maßgeblich zur Integration anderer Werke beigetragen. Es übernahm lange Zeit Vorbildfunktion, sei es als Kaderschule, technologischer Schrittmacher oder Vorreiter bei den sozialen Einrichtungen.

In vierter Generation arbeiten gegenwärtig in Leimen zahlreiche Menschen, die das rasante Wachstum des Konzerns miterlebt und gestaltet haben. Als Ergebnis dieses internationalen Wachstumsprozesses ist heute der Ursprung Teil eines Ganzen geworden. Vieles von dem, was die heutige Heidelberger Unternehmenskultur, die „corporate mission“, enthält, entstammt dem Leimener Geist. So auch die Einsicht: *»Wir bauen auf kompetente Mitarbeiter, weil ihr Wissen uns weiterbringt.«*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Von Menschen und Zement

Die Geschichte des Zementwerks Leimen

[hrsg. von der Heidelberger Zement AG].

Dietmar Cramer u.a. – Heidelberg;

Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, 2001-04-19

ISBN 3-88 294-321-1

© 2001 Heidelberger Zement Aktiengesellschaft,
Berliner Straße 6, 69120 Heidelberg

Titelfoto: Steffen Fuchs

Entwurf und Satz: Fenn Schröder-Dvorak, Blaubeuren

Inhalt

4 Vorwort

Die Anfänge in Heidelberg

- | | | |
|---|--|---|
| 6 Ein neuer Baustoff | 50 Steintransport per Straßenbahn | 98 Erster Weltkrieg |
| 10 Bier oder Portlandzement? | 52 Drahtseilbahn | 100 Der Überfall |
| 14 Experimente in der Bergheimer Mühle | 56 Fremde, Unfrieden säende Einflüsse fern halten | 103 Letzte Jahre des Geheimrats |
| 18 Rettung und Aufstieg | 66 ...in die Klasse der Besitzenden heben | 104 Goldene Zwanziger und Wirtschaftskrise |
| 24 Von der Aktiengesellschaft zur Brandkatastrophe | 68 ...für brave und verdiente Arbeiter | 110 Zurück zur Handarbeit |
| 30 Neuanfang in Leimen | 76 Bier und Kautabak | 112 Der Doktor |
| 34 Alles unter einem Dach | 82 Zementwerks-Gemeinde | 113 Drittes Reich |
| 38 Steiniger Weg zum Erfolg | 86 Kiesloch- und Jugendstilbad | 118 Zweiter Weltkrieg |
| 44 Alles aus einer Hand | 90 Frohe Feste | 123 Stunde Null und Wiederaufbau |
| 48 Sturzbetrieb und Rolllöcher | 92 Die Herren Schott | 128 Von der Wüste zum Biotop |
| 137 Abbildungsverzeichnis | | 132 Krise und Chance |
| 138 Quellenverzeichnis | | |
| 144 Autoren | | |

Vorwort

Vor Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, liegt ein von Dietmar Cramer liebevoll gestalteter Band, der vom Zementmachen und von den Menschen, die dies bewerkstelligen, berichtet. Es ist die Geschichte des Werks Leimen und dessen Vorläufer, der Schifferdeckerschen Fabrik in der Bergheimer Mühle in Heidelberg. Das heißt im Klartext: Es berichtet von den Wurzeln des Unternehmens Heidelberger Zement.

Unser Fotograf Steffen Fuchs hat in mühevoller Arbeit Mitarbeiter an ihrem Arbeitsplatz aufgenommen. Es ist ihm im hohen Maße gelungen, typische Charakteristika der Personen im Bild festzuhalten. Alle fotografierten Personen postieren sich für die Kamera und erinnern uns an den Habitus in historischen Aufnahmen.

Der aufmerksame Leser wird feststellen, dass es gar nicht so einfach ist, aus »Dreck« Zement und damit Geld zu machen, um einen landläufigen Spruch zu zitieren. Unendlich viele Schritte waren in diesen mehr als 125 Jahren nötig, um

das heutige Wissen, die heutige Technologie und das heutige Qualitätsniveau zu erreichen. Es ist auch erkennbar, dass höchstes Ingenieurwissen verbunden mit Wissen und Erfahrung guter Chemiker nötig ist, um die gesteckten Ziele zu erreichen. Es ist interessant und spannend – das Zementmachen!

Geprägt wurde dieses Unternehmen bis nach dem Zweiten Weltkrieg im Wesentlichen von der Familie Schott – Geheimrat Dr. h. c. Friedrich Schott und dessen Sohn Dr. Ehrhart Schott.

Zunächst war es die Zeit der Patriarchen, die zum Glück für die Leimener Arbeiter ein hohes Maß an Sozialkompetenz besaßen. Die sozialen Einrichtungen des Werks waren für die damalige Zeit beispielhaft, vielleicht vergleichbar mit Krupp. Der Preis dafür war Gehorsam und Treue.

Zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg änderte sich vieles, das Patriarchat eines Dr. E. Schott blieb aber bis zu dessen Ausscheiden. Viele Anekdoten sind aus dieser Zeit überliefert.

Heute sind es viel mehr „die Menschen“, die einem Werk ihren Stempel aufdrücken. Nicht mehr der Einzelne ist es – auf die Mannschaft kommt es an. Das Erreichen eines gesteckten Zieles ist heute nur möglich, wenn Klima und Zusammenarbeit in der Truppe stimmen.

Es ist daher wichtig und gut, dass viele Gesichter heutiger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Buch beherrschen. Hinter jedem Gesicht steckt ein Original, ein Mensch, auf dessen Leistung, Mitdenken und Mitarbeiten wir angewiesen sind. Gottlob haben wir viele solcher hochmotivierter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mit diesen Menschen werden wir auch die Zukunft meistern, mit einer neuen Abbaugenehmigung im Rücken, die uns noch zumindest für die nächsten 30 Jahre genügend Rohmaterial vor der Schaufel lässt.

Blicken wir also getrost nach vorne, ohne das Wissen um unsere Wurzeln zu verlieren. »Meinem« Werk Leimen ein herzliches Glückauf.

Günter Schneider



Günter Schneider

Die Anfänge in Heidelberg

Ein neuer Baustoff

Um die Entwicklung des Zementwerks Leimen verstehen zu können, müssen seine Heidelberger Wurzeln und die Umstände der Standortwahl genauer untersucht werden. Zur Vorgeschichte gehört die Gründung des Portland-Cement-Werks Heidelberg im Jahr 1873. Die Beschäftigung mit dem Standort Heidelberg führt uns in die Frühzeit der Portlandzementherstellung in Deutschland.

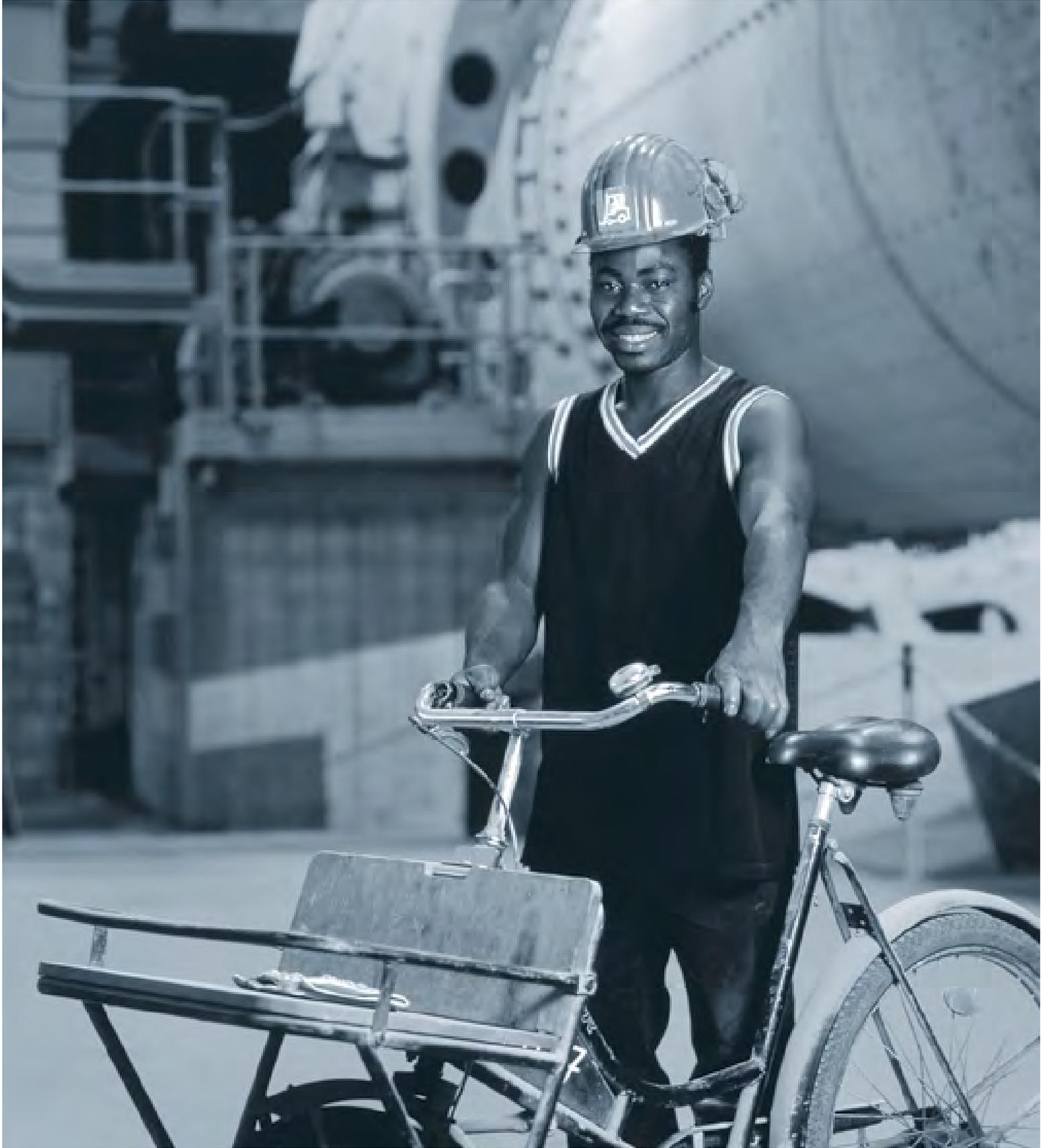
Bis Mitte des 19. Jahrhunderts gehörten in Deutschland Weiß- und Schwarzkalk und in geringeren Mengen auch Romanzement zu den gebräuchlichen Bindemitteln.¹ Ein neues Bindemittel, der sogenannte »Portland-Cement«, war unterdessen seit 1825 in geringen Mengen im englischen Handel verfügbar. Sein Erfinder, der Maurer Joseph Aspdin aus Wakefield, hatte am 21. Oktober 1824 ein Patent auf »An improvement in the modes of producing an artificial stone«, also ein Verfahren zur Herstellung eines künstlichen Steines, erhalten. Obgleich die Zusammensetzung der Rohmischung in die Richtung der heutigen Portlandzemente wies, fehlte es Aspdin an elementaren chemischen Kenntnissen. Aufgrund der starken Qualitätsschwankungen, die von der improvisierten Herstellung herrührten, war dem Produkt kein Erfolg beschieden. Das wesentliche Merkmal des Portlandzements, der Brand bis zur Sinterung, wurde von Aspdin nicht erkannt. Es dauerte noch über zwanzig Jahre bis das Produkt so weit entwickelt war, dass es dem gängigen Romanzement überlegen war. Wahrscheinlich lenkte die



Kunststeinportal der Firma Schifferdecker & Söhne auf der Weltausstellung 1893 in Chicago.

Londoner Weltausstellung von 1851 die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit auf den Portlandzement.

Etwa zur gleichen Zeit wurden auch in Deutschland erste Erfolge bei der Herstellung von Portlandzement erzielt. In der Zeit von 1855 bis 1864 entstanden



Moutarou Abdoulaye

im Deutschen Reich 14 Portlandzementfabriken. In den 1860er Jahren wurde Portlandzement im Großherzogtum Baden in Materialwarenläden pfundweise in Papiertüten verkauft. Ein einzelnes Fass mit 180 kg brutto, dem englischen Gewicht 400 Pfund nachgeahmt, kostete 9 Gulden, also über 15 Mark (1910 kostete 1 Fass 5,50 Mark).⁴

Da die theoretischen Grundlagen der Portlandzementfabrikation noch ungenügend waren und der Erfolg zumeist vom Auffinden des richtigen Rohmaterials abhing, gehörten Glück und Risikobereitschaft eng zusammen. Der Transport von Rohmaterial über relativ weite Strecken war in den 1860er und 70er Jahren nicht ungewöhnlich. Eine Festlegung auf einen bestimmten Standort blieb mit einem hohen Risiko verbunden, solange die Zusammensetzung des Portlandzements noch nicht vollständig geklärt war. Auch die Portland-Cement-Fabrik von J. F. Espenschied in Mannheim hatte harten Muschelkalk und Mergel vom Hühnerberg bei Haßmersheim mittels Neckarschiffen bezogen, später auch aus Eschelbronn, Mauer und Langenbrücken.⁵

Die damals stark exportorientierten Portlandzementwerke ließen sich zumeist an schiffbaren Gewässern nieder. Damit waren sowohl der Absatz als auch die Roh- und Brennstoffbeschaffung leichter zu bewerkstelligen. Auch die Nutzung der Wasserkraft spielte anfangs eine gewisse Rolle. Obgleich Kalkstein und Ton fast im ganzen Lande vorkamen, entstanden neue Fabriken insbesondere an Standorten, an denen bereits mit Erfolg abgebaut

wurde. Die damit zusammenhängende Entwicklung der Löhne und Frachten, welche für das Schwergut Zement eine erhebliche Rolle spielte, wurde bei den Gründungen oft unterschätzt. Von Anfang an traten so Konkurrenten auf engstem Raum auf.⁶

Die Portlandzementfabrikation gehörte ohne Zweifel zu den Wachstumsin-

dustrien jener Zeit. Die Pioniere waren daher Männer aus verschiedenen Branchen, die ihr Vermögen in einen aufstrebenden Industriezweig investierten. Einer dieser Männer war der Bierbrauer Johann Philipp Schifferdecker. Angelockt durch den Erfolg der bereits bestehenden Zementwerke von J. F. Espenschied in Mannheim und Dyckerhoff & Söhne in (Wiesbaden-)



Johann Philipp Schifferdecker, ca. 1870.



Dieter Grandel

Biebrich, fand er in Heidelberg am Neckar einen Standort, den er für geeignet hielt. Eine im nahe gelegenen Rohrbach bereits existierende kleine Romanzementfabrik und schnell durchgeführte Analysen des anstehenden Kalkgesteins scheinen Schifferdecker ausreichende Gewähr dafür geboten zu haben, sich hier niederzulassen.

Bier oder Portlandzement?

Johann Philipp Schifferdecker war der älteste Sohn des Mosbacher Bierbrauers Johann Georg Schifferdecker (1784 – 1842) und dessen Sinsheimer Ehefrau Eva Maria, geborene Ritzhaupt (1796 – 1835). Seit dem 16. Jahrhundert übten die Schifferdecker in Mosbach das Küfer- und Bier-siederhandwerk aus und waren als Rats-herren oder Bürgermeister einflussreich.

Johann Philipp wurde am 31. Mai 1811 als erstes Kind der Familie geboren. Seine Mutter war bei seiner Geburt erst 15 Jahre, sein Vater 27 Jahre alt. In der renommierten Mosbacher Klosterbrauerei lernte er wie seine Vorfahren das Brauereihandwerk. Später arbeitete er in der dem Deutschen Hof angeschlossenen Brauerei des Vaters. 1835 starb seine Mutter entkräftet im Alter von nur 39 Jahren, nachdem sie 24 Kinder zur Welt gebracht hatte.⁷

Johann Philipp wurde in eine Zeit extremen Bevölkerungswachstums hineingeboren. Im Großherzogtum Baden stieg die Bevölkerungszahl zwischen 1810 und 1834 um 25%. Agrarkrisen, Naturkatastrophen und Missernten verschärften die Situation. Das Jahr 1816 ist als »Jahr ohne Sonne« in die Geschichte einge-

gangen. Ein Großteil der Jugend suchte sein Glück in der Fremde. Bis zur Jahrhundertmitte geriet die Auswanderungswelle zu einem regelrechten Massensexodus. Trotz hoher Geburtenraten sank die Bevölkerungszahl.⁸

Als ein Bruder der Mutter Johann Philipp 1838 eine eigene Brauerei in Königsberg in Aussicht stellte, bot sich ihm

die einmalige Chance, der heimatlichen Enge und Perspektivlosigkeit zu entfliehen. Seine handwerklichen Kenntnisse sowie die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen des Onkels Ritzhaupt verhalfen ihm innerhalb kurzer Zeit zum Erfolg. Johann Philipp begann unmittelbar nach seiner Ankunft in Königsberg die erworbene Brauerei für seine Zwecke



Daguerreotype von Johann Philipp Schifferdecker und Familie, stehend jüngster Bruder Eduard Georg ca. 1850.



Jürgen Exel

einzurichten. Bereits zwei Monate später folgte der erste Fassanstich. Im Gegensatz zu seinen Konkurrenten braute Schifferdecker untergäriges bayerisches Bier. Ein Wagnis angesichts des dahindümpelnden Königsberger Brauereiwesens. Johann Philipps Risikobereitschaft zahlte sich aus. Die Abnehmer waren von dem neuen Bier begeistert.⁹

Auf dem Weg zum Erfolg heiratete Schifferdecker am 8. März 1842 Fridrice Louise Antonie Reinicke aus Königsberg. Die glücklichen Ereignisse wurden aber vom Tod des Vaters überschattet. Da er sich seinem erst 10-jährigen jüngsten Bruder Eduard Georg verpflichtet fühlte, holte er diesen zu Erziehung und Ausbildung nach Königsberg. Eduard folgte gern dem Vorbild des 22 Jahre älteren Bruders und erlernte ebenfalls das Bierbrauerhandwerk.¹⁰

Bis zum Ende der 1840er Jahre expandierte die Brauerei derart, dass weitere Grundstücke erworben werden mussten. Am 2. August 1849 erwarb er im Dörfchen Ponarth in der Nähe von Königsberg ein kleines Gut mit Bauernhof und Gasthaus. Nach mehr als 10-jähriger erfolgreicher Unternehmertätigkeit hatte Johann Philipp genügend Erfahrungen und Kapital gesammelt, um eine neue Brauerei planen zu können. Es entstand ein Großbetrieb, der 1860 einen Bierausstoß von 20'000 Tonnen erreichte und 1869 bereits 34'000 Tonnen produzierte.¹¹

Glück, Disziplin und Fleiß hatten Schifferdecker zu diesem Erfolg verholfen. Auch in seinem Privatleben waren in dieser Zeit einige Veränderungen eingetreten. Sein

Sohn Johann Paul (* 14. Januar 1846) sowie seine Töchter Friederice Antonia Helen (* 26. Januar 1848) und Marie Olga Luise (* 28. Februar 1852) wurden geboren. Als die Kinder herangewachsen waren, reifte in Johann Philipp der Entschluss, die Brauerei zu verkaufen. Es ist vielfach über die wahren Gründe dafür spekuliert worden.¹² Im Alter von 56 Jahren verfasste er ein Schreiben, in dem er seinen Entschluss begründet:

»Wenn ich mich nun auch über jedes weitere Eingehen auf die Gründe, die mir einen Verkauf wünschenswert machen, hinwegsetze, so thue ich ein Übriges, wenn ich sage, dass ich früher auf das Eintreten meiner Kinder in das Geschäft und das Verbleiben derselben in der Familie gerechnet habe, dies aber hat sich durch äußere Umstände geändert, wie auch mein vorgerücktes Alter nach so vielen Mühen, Streben und Schaffen endlich mehr Ruhe verlangt.«¹³

Dem Schreiben war unmittelbar zuvor der Entschluss seines Sohnes, in Heidelberg Chemie zu studieren, vorausgegangen. Seine ältere Tochter Friederice Antonia Helen und deren Ehemann Rechtsanwalt Rudolf Heubach († 23. Januar 1895) zeigten kein Interesse am familiären Fortbestand des Unternehmens. Auch die jüngste erst 15-jährige Tochter Marie Olga Louise verfolgte andere Ziele. Sie heiratete später den Königsberger Kaufmann Gustav Schmidt und führte das Leben sogenannter gutbürgerlicher Töchter bzw. Ehefrauen.¹⁴

Obwohl es zunächst als Widerspruch erscheinen mag, war Johann Philipps Ent-

scheidung zur rechten Zeit gefällt worden. Schifferdecker war ein Mann pragmatischer Lösungen, was sicher auch wesentlich zu seinem bisherigen Erfolg beigetragen hatte. Dies wird auch im weiteren Verlauf deutlich. Die Berufswahl des einzigen Sohnes zu akzeptieren und ihn dabei zu unterstützen, bedeutete für ihn zugleich auch, bereit zu sein, Geld in eine andere Unternehmung zu investieren. Trotz seines fortgeschrittenen Alters sah er sich noch in der Lage, tatkräftig am Aufbau einer neuen Existenz mitzuwirken. Möglich, dass ihm die Aufgabe der Brauerei schwer gefallen ist. Es scheint aber andererseits auch gewiss, dass dem rastlosen Unternehmer pietistischer Prägung der Gedanke unerträglich gewesen wäre, dass seine Erben als Rentiers sein Lebenswerk verwalteten. Und zweifellos waren da auch die Erinnerungen an seine eigene Jugend, in der er gefördert durch seinen Onkel Ritzhaupt, erst in die Lage versetzt worden war, ein erfolgreiches Unternehmen aufzubauen. Das Chemiestudium seines Sohns, dessen Weigerung die Brauerei weiterzuführen und die Aussicht, die Heimat wieder zu sehen, waren sicher die Hauptgründe für seine Entscheidung. Darüber hinaus wusste er die Brauerei bei seinem Bruder Eduard in guten Händen.

Am 2. Juli 1869 führten schließlich Eduards Bemühungen, die Brauerei zu verkaufen, zum Erfolg. An der neuen Gesellschaft hatten neben Eduard mehrere Königsberger Kaufleute Anteil, sie firmierte unter „Kommanditgesellschaft Brauerei Ponarth E. Schifferdecker & Co.“. Johann



Hans-Joachim Unsin

Philipp ließ sich aus dem Verkauf lediglich einen Anteil von 80 – 100'000 Taler (240 – 300'000 Mark) zusichern. Als Teilhaber verfolgte er das weitere stetige Wachstum der Firma mit Befriedigung. Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 hatte das Studium des Sohnes verzögert. Im Jahr 1872 stand dieser vor der Promotion und nun drängte es Johann Philipp, seinen ins Auge gefassten Plan, in seine badische Heimat zurückzukehren, umzusetzen.¹⁵

Auf der Zugfahrt von Königsberg nach Heidelberg soll sich dann jenes viel zitierte Gespräch mit einem Mitreisenden ergeben haben. In diesem soll Johann Philipp den Hinweis zur Investition seines Vermögens in eine Portlandzementfabrik bekommen haben.¹⁶ Was Legende und was Tatsache ist, lässt sich heute nicht mehr belegen. Es dürfte aber einem umsichtigen Unternehmer wie Johann Philipp Schifferdecker auch ohne äußere Anregungen nicht entgangen sein, dass ein Gründungsboom von Portlandzementfabriken eingesetzt hatte. Der siegreiche Krieg gegen Frankreich gab zugleich der Baukonjunktur Auftrieb. Was Johann Philipp dazu bewogen hat, Heidelberg als Standort zu favorisieren, bleibt ungeklärt. Auch die nähere Umgebung seiner Heimatstadt Mosbach bot für die Errichtung eines Portlandzementwerks gute Voraussetzungen, wie spätere Gründungen zeigen.



Bergheimer Mühle nach dem Umbau, ca. 1875.

Experimente in der Bergheimer Mühle

Am 10. Januar 1873 erwarb Schifferdecker die Bergheimer Mühle am Neckar in Heidelberg im Konkursverfahren für 152'000 Gulden (258'000 Mark). Der Standort Bergheimer Mühle bot eine Wasserkraft von 90 PS (66 KW) und die Möglichkeit des Schiffstransports. Der Kauf schien zunächst ein Glücksfall zu sein. Denn schon kurz darauf, am 24. Januar 1873, meldete die Karlsruher Zeitung zum Ankauf der Liegenschaft:

»Heidelberg, 22. Januar. Als Beweis, wie rasch sich oft der Werth von Liegenschaften erhöht, sei Ihnen mitgeteilt, dass Hrn. Schifferdecker, welcher vor kaum 14 Tagen die hiesige Bergheimer Mühle für 150'000 fl. ersteigerte, schon jetzt von

einem Dritten 25'000 fl. mehr dafür geboten wurden, natürlich ohne Erfolg, da die darin in großem Style anzulegende Cementfabrik noch höheren Gewinn verspricht.«¹⁷

Die Umbauarbeiten an der Bergheimer Mühle liefen erst allmählich an. Bis zur Einreichung der ersten Baugesuche im Juli 1873 zur Errichtung der provisorischen Schachtöfen war ein halbes Jahr vergangen, ohne dass das Projekt nennenswert vorangekommen wäre. Am 2. Juni 1874 bestätigte der Gemeinderat die Firmengründung und am 5. Juni 1874 erfolgte die Eintragung als offene Handelsgesellschaft beim Amtsgericht Heidelberg. Die Gesellschaft verfügte über ein Stammkapital von 1'200'000 Mark und wurde von den drei Teilhabern Dr. Paul Schiffer-



Peter Galley



Friedrich Schott, ca. 1880.

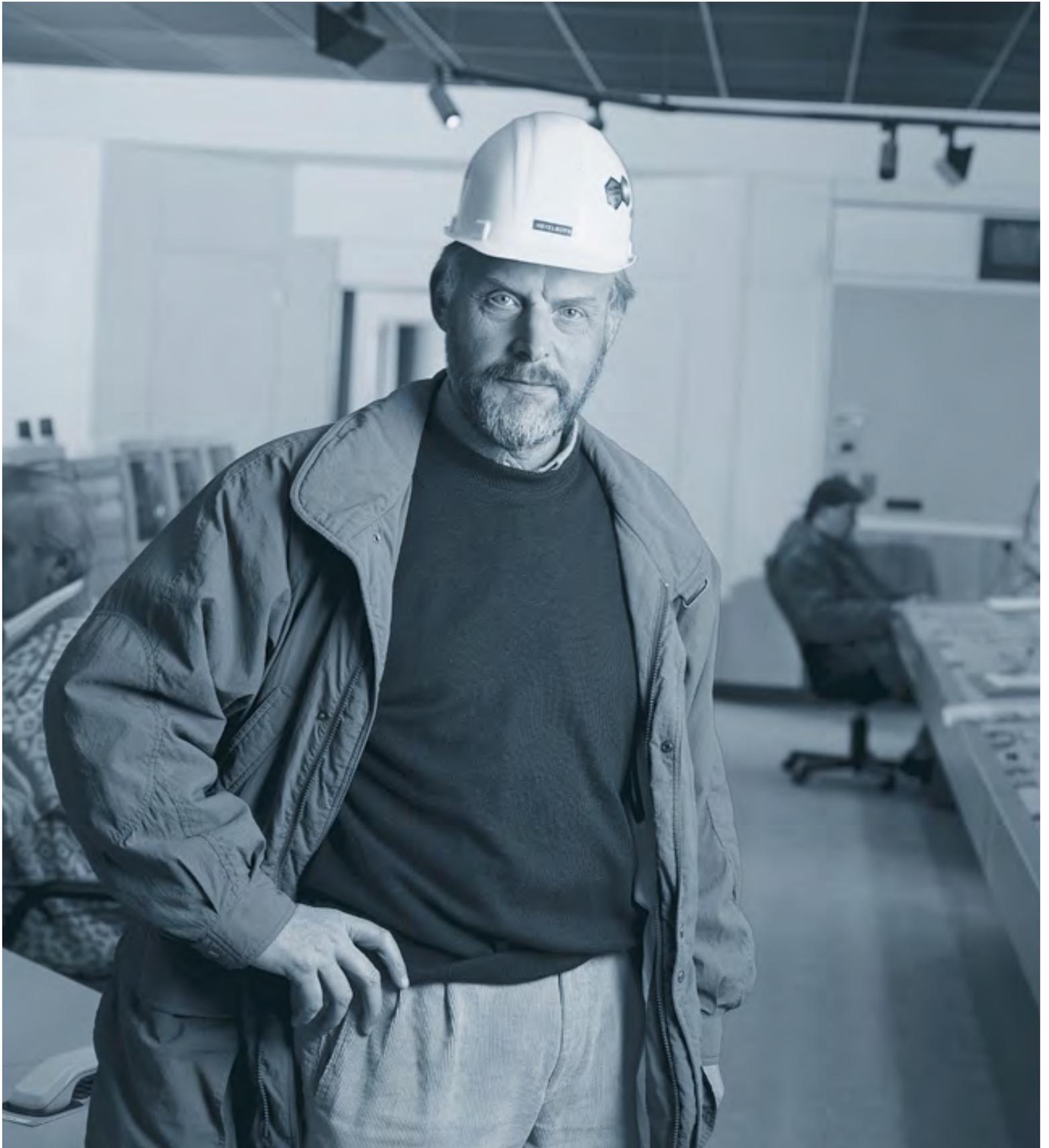
decker, Johann Philipp Schifferdecker und Schwiegersohn Rudolf Heubach, bisher Staatsanwalt in Bromberg, gleichberechtigt vertreten.¹⁸ Gegen Jahresende 1874 konnte die Zementproduktion in kleinem Maßstab aufgenommen werden.

Das Produkt neigte jedoch zum sogenannten »Treiben«. Auch die schon er-

wähnte Romanzementfabrik in Rohrbach war in erhebliche Schwierigkeiten geraten, nachdem ihr Zement an pfälzischen Brückenbauten große Schäden verursacht hatte. Schließlich musste sie ihren Betrieb völlig einstellen. Ursache des »Treibens« war der hohe Magnesiumgehalt im Rohmaterial.¹⁹

Die Schwierigkeiten bei der Beschaffung des Rohmaterials lagen zum großen Teil in der mangelnden Organisation und Planung des Gesteinabbaus. So hatten Bauern bisher auf ihren Äckern den Kalkstein gebrochen und ihn im Lohndienst zur 6 km entfernten Fabrik gefahren. Unter solchen Umständen war an eine konstante Rohstoffqualität nicht zu denken. Zur Vermeidung dieses Problems hatte man versuchsweise sehr harten Kalkstein aus dem neckaraufwärts gelegenen Haßmersheim zu hohen Frachtkosten bezogen. Ton orderte man per Eisenbahn aus Langenbrücken.²⁰

Schifferdeckers Hoffnungen ruhten auf seinem Sohn Paul. Obgleich dieser in Chemie promoviert hatte, fehlten ihm offensichtlich elementare praktische Kenntnisse im Bereich der Rohmaterialaufbereitung. Am fertigen Produkt zeigte sich schnell, dass der Familienbetrieb nicht über die notwendigen Kenntnisse und Erfahrungen für die Zementherstellung verfügte. Es zeigte sich auch, dass die Aufbereitungsanlagen ihrer Konstruktion nach unzulänglich waren. Der Jahresabschluss wies ein Defizit von 150'000 Mark aus. Das Unternehmen schien ernsthaft gefährdet. Weiteres Experimentieren beim Rohmaterial hätte ein unkalkulierbares Risiko bedeutet. Nur eine wissenschaftlich fundierte Vorgehensweise bei der Rohstoffgewinnung konnte das Unternehmen retten. Ungefähr zehn Jahre zuvor hatte J. F. Espenschied in Mannheim mit ähnlichen Problemen gekämpft und die Rohmaterialschwierigkeiten schließlich mit Hilfe eines



Wolfgang Hövelborn



Lithographie des Portland-Cementwerks Heidelberg, Schifferdecker & Söhne OHG, 1880.

erfahrenen Chemikers, seines Veters Dr. Richard Espenschied, lösen können.²¹

Johann Philipp Schifferdecker musste seine Hoffnungen auf mehr Ruhe, wie er es sich vor dem Verkauf seiner Brauerei gewünscht hatte, nun aufgeben. Es mag für ihn schmerzlich gewesen sein, sich das Scheitern des Sohns eingestehen zu müssen, dennoch kannte er in geschäftlichen Dingen keine Eitelkeiten und inserierte konsequent in den »Fliegenden Blättern« nach einem fachkundigen Betriebsleiter.

Rettung und Aufstieg

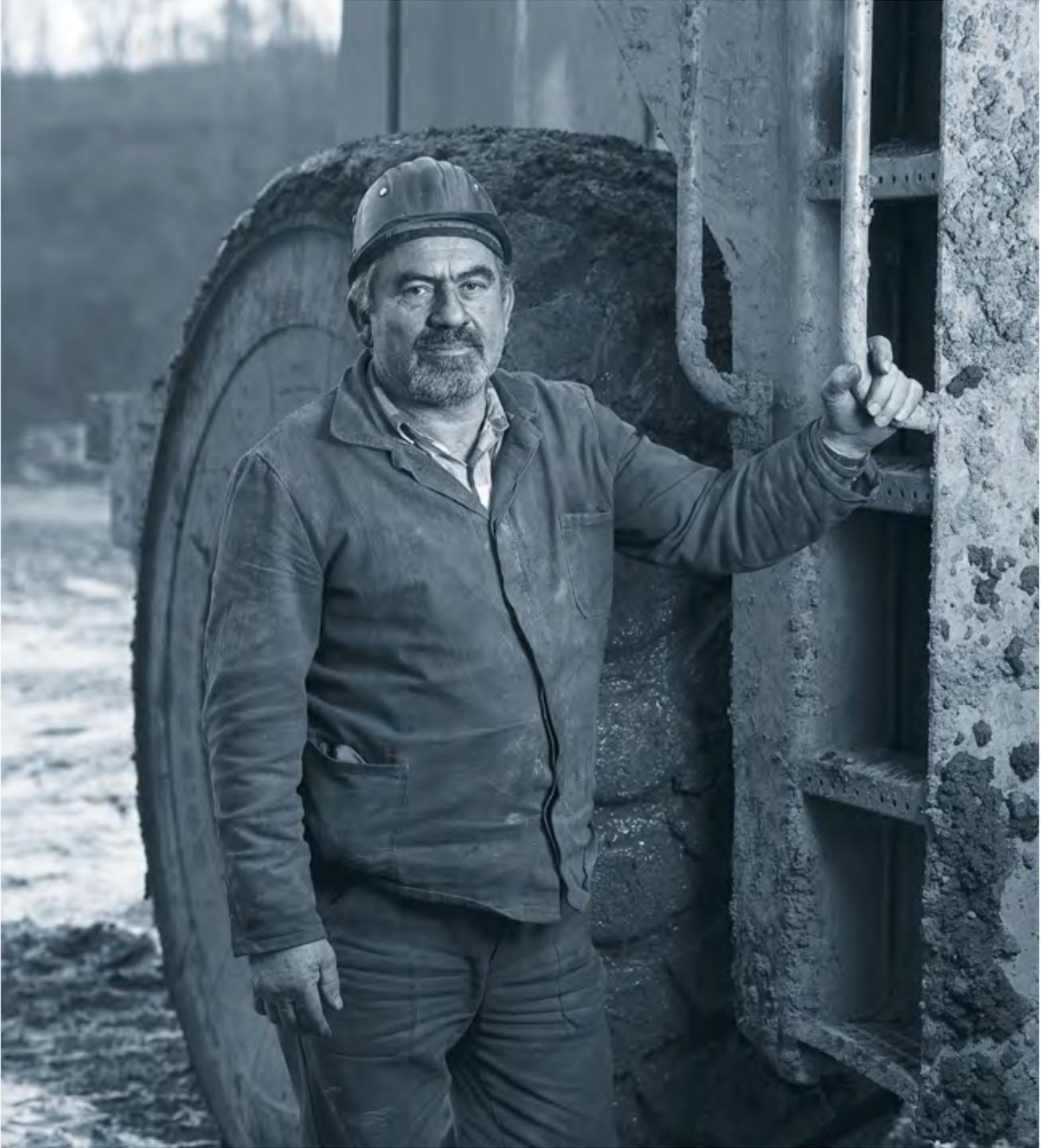
Eher zufällig hatte Friedrich Schott das Stellenangebot Schifferdeckers gelesen. Seit einiger Zeit war ihm die Enge in der vom Vater geführten Kalk- und Ziegelbrennerei zur Last geworden. Gegen den Wunsch des Vaters bewarb er sich auf die offerierte Stelle. Und seine Bewerbung sollte erfolgreich sein.

Friedrich Schott wurde am 27. Dezember 1850 in Gandersheim im Harz geboren. Seine Mutter Luise, geborene Dervedde, schilderte in Aufzeichnungen aus ihrem Leben den ältesten Sohn Friedrich als zierliches und kleines, aber recht gesundes Kind. Die rasch wachsende Familie zählte schließlich 19 Kinder. Der Vater Friedrich stand als Förster in fürstlich braunschweigischen Diensten. Berufliche Veränderungen des Vaters führten schon 1851 dazu, dass die Eltern in das benachbarte Seesen übersiedelten. Friedrich blieb bei Verwandten in Gandersheim. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Hermann besuchte er die Bürgerschule in Gandersheim, die er in der Obersekunda mit guten Noten verließ.²²

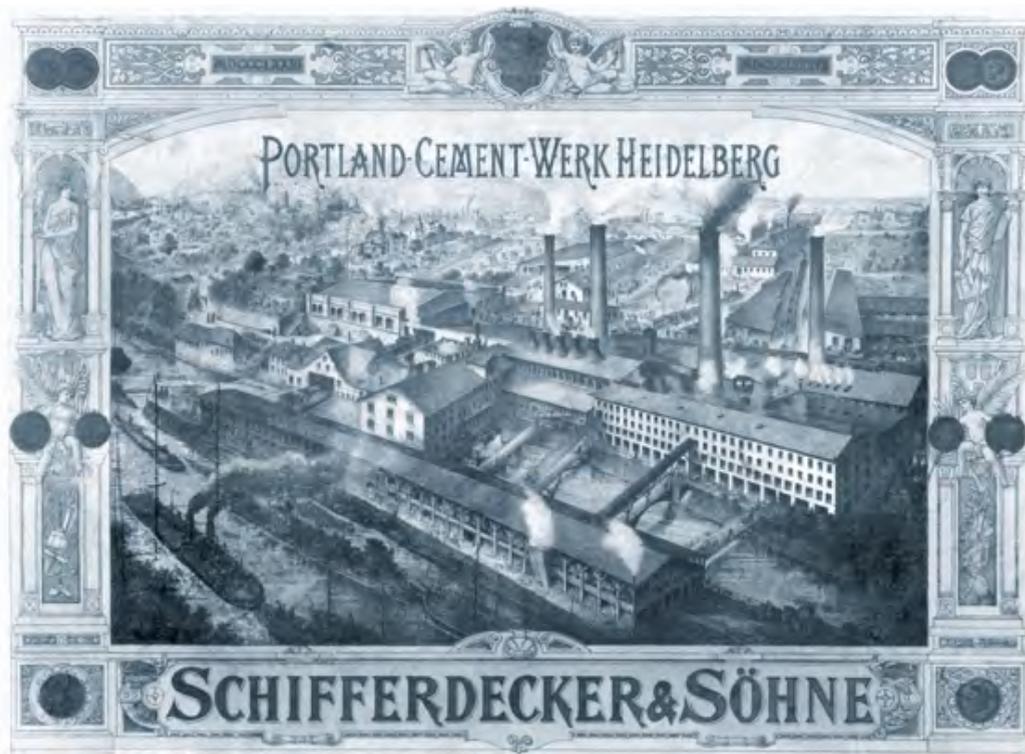
Mit 17 Jahren hörte er Vorlesungen der technischen Chemie an der Technischen Hochschule Braunschweig. Der Direktor der Abteilung für chemische Technologie,

der Geheime Hofrat Prof. Dr. Friedrich Knapp, förderte Friedrich Schott und interessierte ihn für die Zementherstellung. Auch Schotts Vater hatte den Sohn schon mit der Zementherstellung in Verbindung gebracht, als er versucht hatte, nach einer englischen Beschreibung Portlandzement herzustellen. Unter Knapps Betreuung untersuchte Schott die Eigenschaften des Scottschen Zements.²³ Die Klärung der Zusammensetzung und der Erhärtungsvorgänge fanden die Anerkennung Knapps, der sie als Dissertation in Göttingen vorschlug. Aus finanziellen Gründen lehnte Friedrich Schott die Bearbeitung ab.

Noch vor Beendigung seines sechs Semester dauernden Studiums meldete er sich freiwillig zur Ableistung seines Militärdienstes, um »(...) das los zu sein und unbehindert sich seiner zukünftigen Lebensaufgabe widmen zu können.«²⁴ Er wurde jedoch, obwohl 1870 gerade der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, wegen seines zu leichten Körpergewichts zunächst nicht angenommen. Erst im folgenden Jahr trat er seinen Militärdienst an. Im Anschluss daran erhielt er auf Vermittlung seines Lehrers Prof. Knapp eine Anstellung als Laborleiter in den im Aufbau befindlichen Vorwohler Zementwerken. Hier konnte er tatkräftig beim Bau und der Inbetriebsetzung der Zementfabriken Vorwohle und Miesburg mitwirken. Auch während des Aufbaus der maschinellen Anlagen konnte er seine praktischen Kenntnisse wesentlich erweitern. Bei seinen wissenschaftlichen Forschungen knüpfte er an seine früheren



Berthold Haaf



Plakat der Firma Schifferdecker & Söhne zum 10-jährigen Bestehen, 1883.

Arbeiten an, indem er die hydraulischen Eigenschaften geglühten Gipses untersuchte.²⁵

Seine weiteren Studien und Forschungsarbeiten beschäftigten sich nunmehr ausschließlich mit dem Portlandzement. Wiederum waren es die Erhärtungsvorgänge, die Friedrich Schott zu ergründen suchte. Er kam zu dem Schluss, dass sich die gesamten Erhärtungsvorgänge je nach Prozessbedingungen unter Bildung verschiedener Silikate abspielen. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten schien ihm allerdings die Arbeit in der Portlandzementfabrik Vorwohle keine Befriedigung zu bieten. Er kündigte, um bei seinem Vater, der aus dem braunschweigischen Staatsdienst ausgeschieden war und inzwischen eine Ziegelei und Kalkbrennerei in Kreiensen erworben hatte,

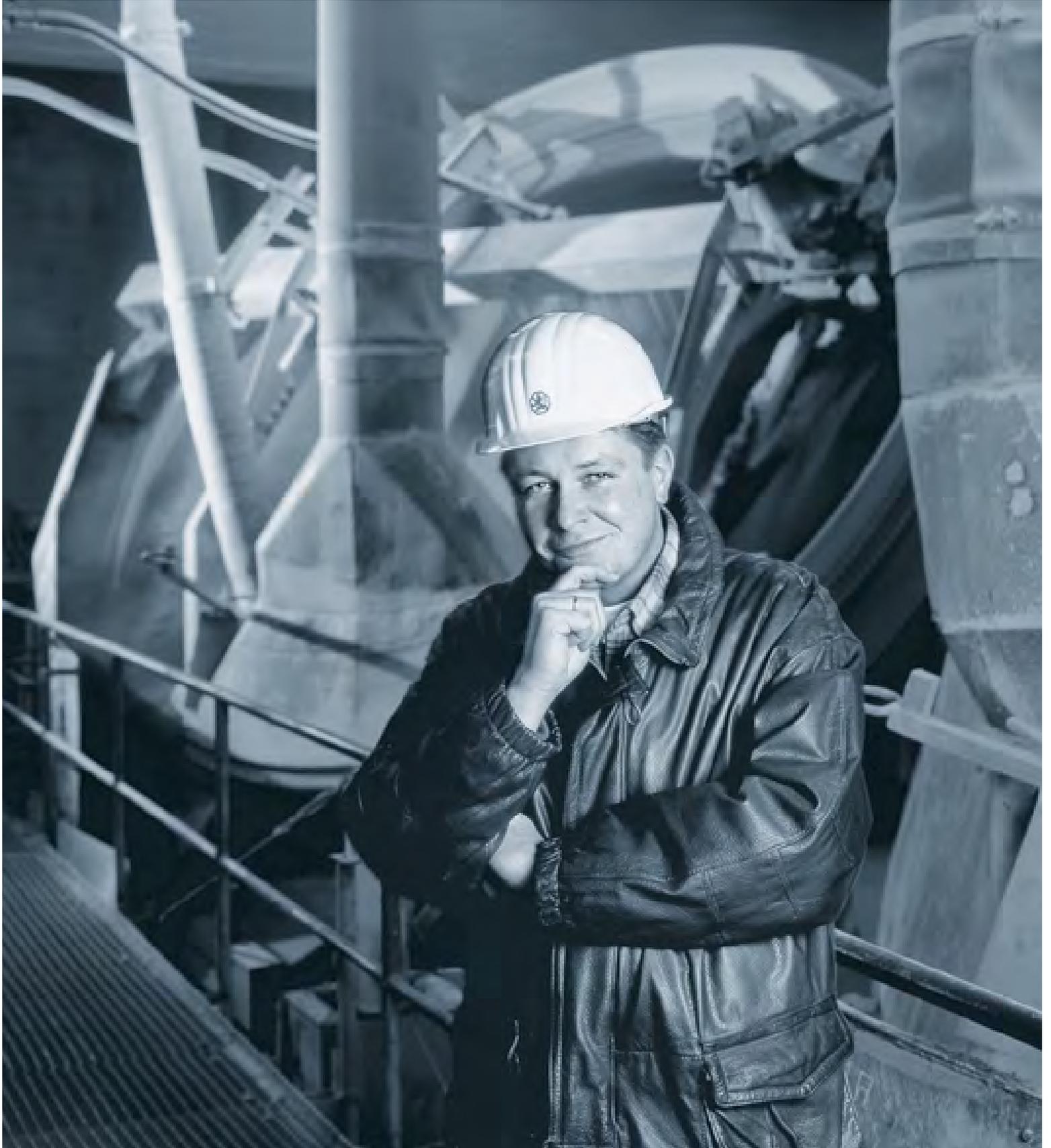
tätig zu werden. Der Eintritt in den väterlichen Betrieb geschah wohl mehr aus Pflichtbewusstsein, denn auch hier ließen sich wissenschaftliche Arbeit und Betriebserfordernisse kaum vereinen.²⁶

Der Reiz in der von Schifferdecker angebotenen neuen Stelle in Heidelberg lag für Schott demnach wohl darin, dass er an führender Stelle ohne fachliche Konkurrenz seine Kenntnisse unter Beweis stellen konnte. Risiko und Chance lagen eng beieinander. Gelänge es ihm, die angeschlagene Zementfabrik zum Erfolg zu führen, würde dies seine berufliche Entwicklung weit stärker fördern als eine gesicherte Position in zweiter Reihe. Schifferdecker willigte trotz der hohen Forderungen des erst 25-jährigen Friedrich Schotts ein. In der Person Schotts konnte sich Johann Philipp Schifferdecker wieder-

finden. Die anderen Teilhaber, Paul Schifferdecker und Rudolf Heubach, schienen mit der Wahl Schotts ebenfalls von Anfang an einverstanden gewesen zu sein. Auch später zeigte sich immer wieder, dass ein gutes Vertrauensverhältnis zwischen der Familie Schifferdecker und Friedrich Schott bestand.

Am 1. Juli 1875 trat Friedrich Schott in das Portland-Cement-Werk Heidelberg, Schifferdecker & Söhne OHG ein. Es gelang ihm schon Anfang 1876, geeignetes Rohmaterial fast frei von Magnesium in der Nähe der bisherigen Abbaustellen an der Gemarkungsgrenze Rohrbach-Leimen zu erschließen, da sich die dolomitischen Schichten des Muschelkalks scharf abgrenzen ließen.²⁷ Nachdem die Rohstoffbasis gesichert schien, stand für Friedrich Schott auch der Erfolg des ganzen Unternehmens außer Frage. Die noch zu lösenden Probleme waren mehr ein Kapital- und weniger ein Know-how-Problem. Für Schifferdecker schien mit der Konsolidierung der Firma nun auch die lang ersehnte Ruhe und die Rückkehr nach Königsberg gekommen zu sein. Dieses Bild vermitteln jedenfalls die noch vorhandenen Quellen. In den Heidelberger Adressbüchern ist er in der Zeit von November 1873 bis November 1875 nachweisbar.²⁸ Dennoch ist Johann Philipp Schifferdecker bis zu seinem Tod auch in Königsberg ein ruheloser Geist geblieben. Als die Brauerei in Ponarth 1885 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, saß er im Aufsichtsrat derselben.²⁹

Der berufliche Erfolg gab Friedrich Schott die Sicherheit, auch sein Privat-



Matthias Trauth



Friedrich Schott mit Familie vor dem Elternhaus in Seesen, ca. 1876.

leben neu zu gestalten. In Heidelberg hatte er eine neue Heimat gefunden und er war überzeugt davon, dass er hier eine Weile bleiben würde. Weihnachten 1875 verlobte er sich mit einer Jugendfreundin aus Seesen und heiratete sie am 21. Mai 1876. Ein Jahr später errichtete er sich auf eigenem Grund in der Mühlenstraße eine geräumige Villa mit Garten. Am 6. Mai 1877 wurde sein erster Sohn Otto geboren; am 31. Juli 1879 kam sein zweiter Sohn Ehrhart zur Welt. Planmäßig wie sein Familienleben entwickelte sich der Aufstieg des Zementwerks.³⁰

Anfangs war der Spielraum für Investitionen sehr beschränkt gewesen. Langsam verbesserte sich aber die Ertragslage des Unternehmens, so dass allmählich die Anlagen verbessert werden konnten. Nach vier Jahren war es Schott schließlich gelungen, das Werk rentabel zu machen. Von 1879 an nahm die Fabrik einen

raschen Aufschwung. Das Rohmaterial, das bisher im Lohndienst, hauptsächlich durch Bauern, angeliefert worden war, konnte durch Erwerb von Grundstücken und Steinbrüchen auf eigene Rechnung beschafft werden. Der Unterkanal der Wasserkraft wurde um 800 m verlängert und vertieft, wodurch die Leistung annähernd verdoppelt werden konnte. Der ständig steigende Kraftbedarf der wachsenden Fabrik war damit aber nur kurzfristig gedeckt. Es zeigte sich jetzt, dass Schifferdeckers Einschätzung der Wichtigkeit der Wasserkraft falsch war. Sie beruhte im Wesentlichen auf der Tatsache, dass das Großherzogtum Baden keine eigenen Kohlevorkommen hatte und Kohle teuer einführen musste. Mit dem Aufbau des Eisenbahnnetzes und der Schifffahrtswege Rhein und Neckar zeichnete sich jedoch eine Verbesserung der Situation ab. Gleichzeitig erhöhten sich die Wir-

kungsgrade der Dampfmaschinen erheblich, was zu einer Verminderung des Kohlebedarfs beitrug. Mit dem Rückgang des spezifischen Energieverbrauchs bei der Klinkerproduktion verlor auch der Transportkostenfaktor für das Brennmaterial an Bedeutung. Im Zuge weiterer Rationalisierungsmaßnahmen und Einsparungen gewannen die Kosten für den Rohmaterialtransport gegenüber anderen Kosten zunehmend an Gewicht.

Zur Verbesserung des Herstellungsverfahrens untersuchte Schott systematisch alle Teilbereiche der Produktion. Bei der Rohmaterialaufbereitung war bisher das Rohmehl mit Wasser zu einer knetbaren Masse gemischt, auf gewöhnlichen Ziegelpressen zu Ziegeln geformt und in intermittierenden Schachtöfen gebrannt worden. Die durchgebrannten Ziegel (Klinker) konnten erst nach Abkühlung des Ofens von Hand entladen werden. Hier konnte Friedrich Schott seine Erfahrungen aus den Vorwohler Zementwerken einbringen. Dort hatte man erfolgreich auf das Trockenverfahren umgestellt und die Schachtöfen durch energiesparende Ringöfen ersetzt. So erfuhr durch die Aufstellung von Trockenpressen und eines Ringofens im Jahr 1880 das Herstellungsverfahren eine grundlegende Änderung. Das Trockenverfahren brachte eine erhebliche Brennstoffeinsparung mit sich, da keine Energie für das Verdampfen des zugegebenen Wassers aufgewendet werden musste. Als Nachteil des Trockenverfahrens mussten höhere Staubemissionen hingenommen werden.³¹



Steffen Roos



*Ansicht von der Molkenkur in Heidelberg auf Bergheim.
Im Vordergrund liegt der alte Bahnhof, im Hintergrund raucht das Portland-Cement-Werk, Ende 1894.*

Ein weiterer Schritt war die Verbesserung der Transportmittel und Antriebsmaschinen. In rascher Folge wurden 1881 Anschlussgleise an die Hauptbahn gelegt sowie 1882 eine Dampfmaschine und ein zweiter Ringofen errichtet. Ein bedeutendes Ereignis war die Fertigstellung eines normalspurigen Verbindungsgleises von den Steinbrüchen zur Hauptbahn bei Kirchheim. Auf einer Länge von 2.120 m wurden die Grundstücke von mehr als 600 Bauern durchschnitten. Mit diesen mussten in langen Verhandlungen gütliche Einzelvereinbarungen getroffen werden. Mit der Steigerung der Transportkapazität für das Rohmaterial wurde in den Brüchen zugleich der sogenannte Rüdersdorfer Sturzbetrieb³² eingeführt, um die Abbauleistung zu erhöhen.³³

Von der Aktiengesellschaft zur Brandkatastrophe

Zehn Jahre nach der Firmengründung hatte die Fabrik die Zementerzeugung von 19.000 Fass (3.420 t) im Jahr 1875 auf 213.173 Fass (38.371 t) im Jahr 1886 steigern können. Aus bescheidenen Anfängen war eine stattliche Fabrik geworden. Gleichzeitig waren aber auch erste Grenzen des Wachstums, die aus der Nähe zur Stadt Heidelberg resultierten, zu Tage getreten. Die unmittelbare Nachbarschaft zum Botanischen Garten,³⁴ der erst 1880 dorthin verlegt worden war, und zu den daran anschließenden Kliniken,³⁵ die seit 1877 in Betrieb waren, hatte bereits zu ersten Kontroversen geführt. Mit der Einreichung des Baugesuchs für den zweiten Ringofen waren massive Proteste aus der Nachbarschaft des Zement-

werks laut geworden. Insbesondere die Academische Krankenhaus Commission der Universität Heidelberg beklagte die Rauch- und Staubbelastigung und verlangte Abhilfe. Nicht selten kamen Klagen von Bewunderern der Stadt Heidelberg, das Schloss wäre vor Rauchschwaden nicht mehr zu sehen.³⁶

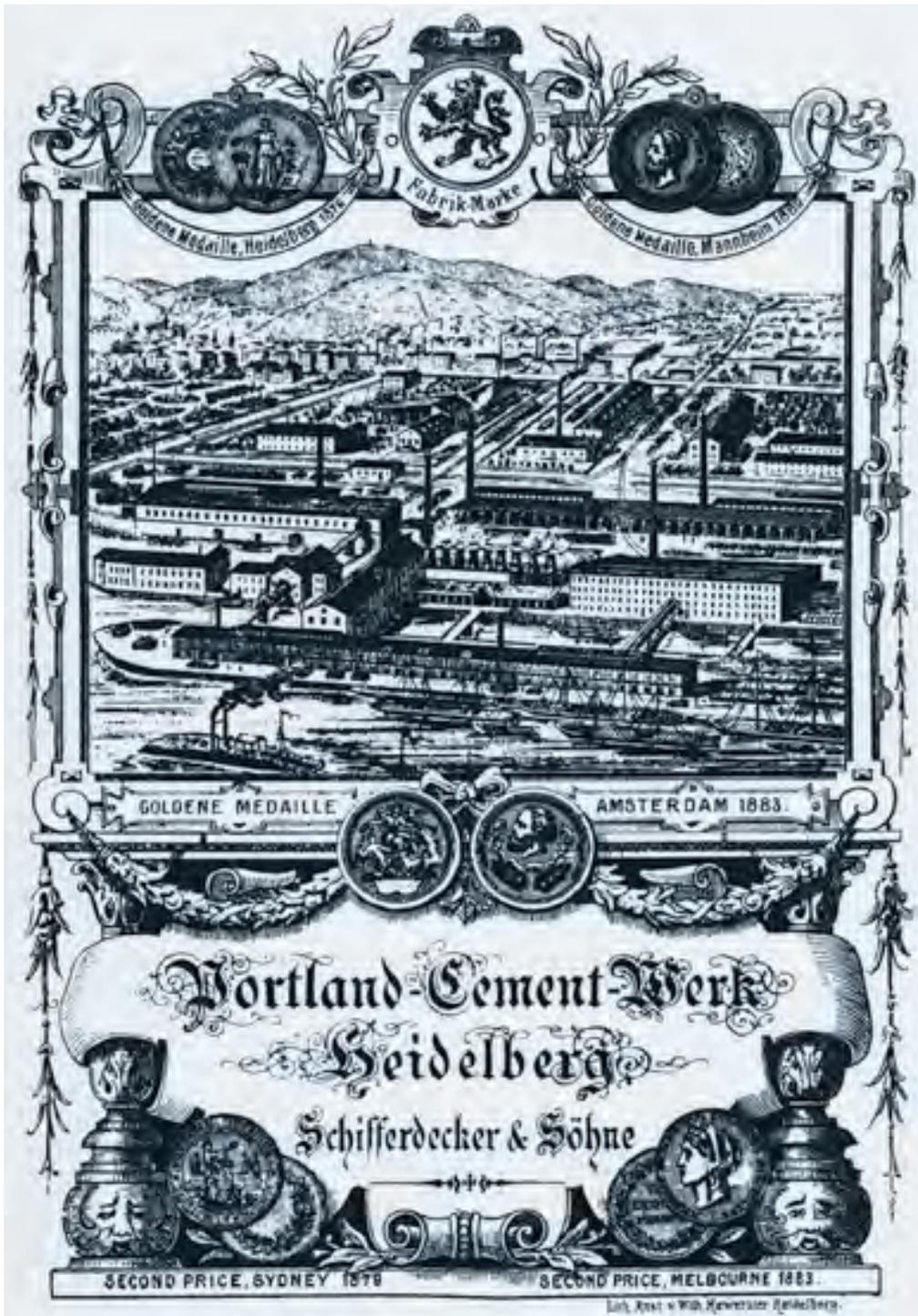
Dennoch bewirkten die Neuanlagen, wenn auch mit zunehmenden Genehmigungsaufgaben versehen, eine kontinuierliche Steigerung der Zementproduktion. Die fortwährenden Investitionen in eine neue Dampfanlage und eine Mühle im Jahr 1885 sowie die Anschaffung neuer Turbinen 1887 und einer weiteren Dampfmaschinenanlage 1888 erhöhten sprunghaft die Produktivität und den Zementausstoß auf 369.342 Fass (66.482 t) im Jahr 1888.³⁷

Zahlreiche Großbaustellen wie Wehr-, Schleusen- und Hafenanlagen an Rhein, Mosel, Lahn und Neckar sowie Brücken-, Eisenbahn- und Tunnelbauten in Bayern, Baden, Württemberg, Preußen und Amsterdam wurden beliefert. Ebenso fand der Zement Anwendung beim Bau der städtischen Kanalisationen in Heidelberg, Karlsruhe, Augsburg, München und Zürich. Als Reaktion auf die sinkenden Zementpreise wurde 1888 zur Erweiterung der Produktpalette auf dem Firmengelände eine »Cementwarenfabrik« errichtet.³⁸

Am 1. Oktober 1887 starb Johann Philipp Schifferdecker in Königsberg. Nach seinem Tod suchten die Erben und die bisherigen Gesellschafter Paul Schifferdecker und Rudolf Heubach nach einer neuen Rechtsform für die Gesellschaft.



Johann Lang und Marcel Bälz



Titelblatt einer Referenzliste, 1887.

Werksansicht des Portland-Cement-Werk-Heidelberg, Schifferdecker & Söhne.

Dem Trend der Zeit folgend wurde die Offene Handelsgesellschaft am 18. März 1888 in eine Aktiengesellschaft mit einem Stammkapital von 5.500.000 Mark umgewandelt. Die Aktien blieben zunächst in Familienhand. Den größten Anteil mit 2.250 Aktien zu je 1.000 Mark hielt Paul Schifferdecker. Rudolf Heubach erhielt 1.750 Aktien, dessen Kinder Magarethe und Rudolf je 250 Aktien und Olga Schmidt, die zweite Schwester Paul Schifferdeckers, 1.000 Aktien. Die neue Firma firmierte unter »Portlandcementwerk Heidelberg, vormals Schifferdecker & Söhne«.³⁹

Der erste Vorstand der Gesellschaft setzte sich aus Friedrich Schott (Technischer Direktor), Otto Hornung (Buchhalter) und Otto Wagenbichler („Cassirer“) zusammen. Für Friedrich Schott bedeutete es die gebührende Anerkennung seiner Verdienste.

Insgesamt 30 Jahre lang hatte er den Vorsitz im Vorstand inne, ab März 1916 mit dem Titel Generaldirektor. Otto Wagenbichler schied krankheitsbedingt am 1. April 1893 aus. An seiner Stelle trat Carl Leonhard, bisheriger kaufmännischer Direktor der Portland-Cement-Fabrik Halle AG, in das Unternehmen ein. Er begleitete die Firma bis zum Frühjahr 1916 als Vorstandsmitglied und bis zu seinem Tod 1930 als Mitglied des Aufsichtsrats.⁴⁰

Der 4. Februar 1895 sollte die entscheidende Wende in der Weiterentwicklung des Werks bringen. Das weitgehend aus Holzkonstruktionen bestehende Werk brannte bis auf die Grundmauern nieder.



Horst Süsser, Stefan Hehl und Werner Machmeier



Briefkopf des Portland-Cement-Werks Heidelberg, vorm. Schifferdecker & Söhne, Aktiengesellschaft.

Nur das gemauerte Mühlengebäude, die Ringöfen und die Dampfmaschinen überstanden den Brand fast unbeschädigt. Für die Stadt Heidelberg und deren weltweite Bewunderer war es eine Sensation ersten Ranges. Die Heidelberger Zeitung berichtete am 7. Februar 1895 ausführlich über das Ereignis:

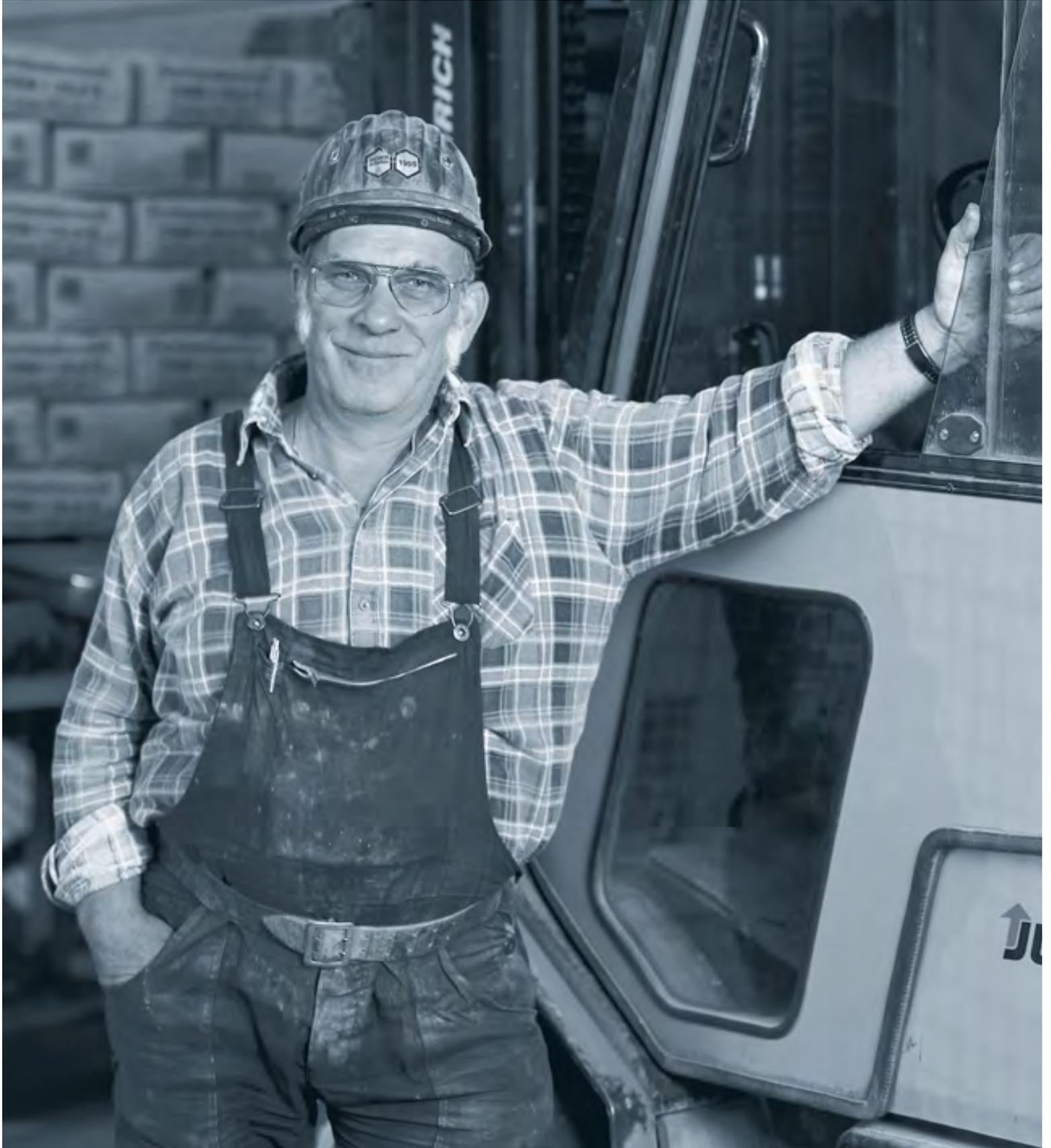
»Eine Feuersbrunst, die alle seit Jahrzehnten hier vorgekommenen Brandfälle weit überragt, und, abgesehen von den Stadtbränden in früheren Jahrhunderten, wahrscheinlich der größte derartige Fall ist, der sich hier je ereignete, ist in den Annalen unserer Stadt zu verzeichnen (...) Der Brand hatte schon

eine Viertelstunde nach seinem Ausbruch eine riesige Ausdehnung angenommen. Das Feuer fand reichliche Nahrung in den Kohlen-Vorräten und an dem Holzmaterial der Käferei, wie überhaupt der ganze Holzbau der Fabrik- und Lagerräume den besten Boden für die Flammen bot. Nach allem, was wir bisher ziemlich zuverlässig erfahren konnten, entstand der Brand $\frac{3}{4}$ 9 Uhr bei der alten Mühle, während die Leute in der Kantine ihr Abendbrot einnahmen. Aufseher Schulze war der Erste, welcher das Feuer bemerkte und der Direktion meldete. Fast gleichzeitig kamen aber schon Meldungen, dass auch im Maschinenhause und in einer west-

lich gelegenen Stelle Feuer ausgebrochen sei. Die Ursachen, wodurch der Brand fast zu gleicher Zeit an drei verschiedenen und räumlich getrennten Stellen sich zeigen konnte, hat noch keine Erklärung gefunden. Die Untersuchung muss alles Weitere ergeben. Das Feuer verbreitete sich von Dach zu Dach, von Bau zu Bau. Um eine Dampfkesselexplosion zu verhindern, ließ der leitende Ingenieur den Dampf aus den Kesseln ausströmen, was dem mächtig wirkenden Großfeuer noch eine weithin vernehmbare unheimliche Musik hinzufügte.

Die Feuerwehr konnte direkt gegen den Brand nichts ausrichten und musste sich darauf beschränken, die Nachbargebäude zu schützen. Insbesondere gefährdet waren die Villen an der Mühlstraße.«⁴¹

Kaum war der Brand gelöscht, waren die Kritiker des Werks zur Stelle und verlangten, dass eine neue Betriebsgenehmigung nicht erteilt werden dürfte, sondern für das Werk ein anderer Standort gefunden werden müsste. Die Werksleitung versuchte zunächst, eine Genehmigung für die Wiedererrichtung zu erhalten, stieß aber auf Ablehnung der Stadt. Nachdem mehrere Brandversicherungen den Schaden in Höhe von 1,27 Mio. Mark übernommen hatten, versuchte man, eine Genehmigung für einen provisorischen Wiederaufbau und befristeten Betrieb zu bekommen, um Verdienstauffälle zu vermeiden und Kunden halten zu können. Die Stadtverwaltung war angesichts vieler Klagen über Rauch- und Staubbelästigung, über Feuergefährlichkeit und



Werner Bennebach



Mühlkanal und Mühlengebäude nach dem Brand.

Schädigung des Landschaftsbilds, zu Opfern bereit. Schließlich konnte erreicht werden, dass die Stadt Heidelberg das ca. 6 ha große Grundstück in abgeräumtem und lastenfreiem Zustand für 900.000 Mark erwarb. Das Portland-Cement-Werk Heidelberg musste sich im Gegenzug dazu verpflichten, die Verwaltung noch mindestens 15 Jahre in Heidelberg zu belassen und jährlich 20.000 Mark an die Stadt zu zahlen. Die Kaufsumme wurde in 3 Raten, jeweils am 1. April 1897, 1900 und 1903 bezahlt.⁴²

Schon während der Verhandlungen mit der Stadt über den provisorischen Wiederaufbau suchte man nach einem neuen Standort in Rohstoffnähe und fand diesen in Leimen. Die gefundene Lösung stieß auf große überregionale Resonanz: »Aus Heidelberg wird gemeldet: Das Port-

land-Cementwerk kommt fort, nach dem Dorfe Leimen, und von Heidelbergs Schönheit wird der hässliche Fleck wieder ausgetilgt! Mit Unterstützung des badischen Staates kauft die Stadt Heidelberg das ausgedehnte und höchst verwertbare Ruinengelände um 900.000 Mark, die Verwaltung der Fabrik bleibt in der Stadt und damit dieser der Beitrag des Cementwerkes zu den städtischen Umlagen erhalten. Die Zustimmung des Bürgerausschusses zu dieser ebenso herzerfreuenden wie geschickten Lösung der Frage, an der alle Freunde Heidelbergs Anteil nehmen, steht noch aus.«⁴⁴

Für Heidelberg bedeutete dies ein großes finanzielles Opfer. Alle Versuche, die Grundstücke schnell weiterzuverkaufen und aus dem Areal eine gehobene Wohngegend zu machen, scheiterten an der

fehlenden Nachfrage. Über Jahre hinweg mussten die brachliegenden Grundstücke zu verschiedenen Zwecken verpachtet werden. Das noch verbliebene Turbinenhaus in Heidelberg wurde durch eine Freileitung mit dem neuen Werksstandort Leimen verbunden. Auch die Kaianlagen blieben noch Jahrzehnte in Betrieb.⁴³ Heute steht auf dem Gelände das Thermalbad und das erhaltene Turbinenhaus wird von der Rudergesellschaft Heidelberg 1898 e.V. genutzt.

Neuanfang in Leimen

Nach dem Brand des Portland-Cement-Werks, vorm. Schifferdecker & Söhne, in Heidelberg am 4. Februar 1895 musste der alte Standort, der 1873 wegen seiner Wasserkraft und der Vorteile des Transportweges Neckar gewählt worden war, aufgegeben werden. Die ablehnende Haltung der Stadt Heidelberg gegenüber dem Wiederaufbau am alten Standort machte eine schnelle Neuorientierung notwendig. Jetzt bot sich die Gelegenheit, den Standort entsprechend den veränderten Anforderungen der Branche neu wählen zu können. Bei sämtlichen Neugründungen jener Zeit war die Rohstoffnähe zum dominierenden Standortfaktor geworden. Das bereits seit 1883 bestehende Verbindungsgleis zwischen dem Rohrbacher Steinbruch und dem Kirchheimer Bahnhof, sowie Fortschritte in der Dampfmaschinenteknik, die die Wasserkraft zunehmend ersetzte, ließen jetzt die rohstofforientierte Standortwahl zu. Die in Betracht kommenden Gebiete lagen auf den Gemarkungen Leimen und Nußloch. Trotz



Karin Stötzel und Anke Walter



Turbinenhaus in Heidelberg, heute Sitz der Rudervereinigung 1898.

der hochwertigeren Kalksteinvorkommen in Nußloch musste dieser Standort 1895 wegen seiner Verkehrsungunst aufgegeben werden. Als Alternative kam die Stadt Leimen in Frage, die sich ebenfalls an einer Ansiedlung interessiert gezeigt hatte.

Bereits am 13. März 1895 unterzeichnete Friedrich Schott einen Vertrag mit der Stadt Leimen über die Ansiedlung des Zementwerks auf Leimener Gemarkung. Unmittelbar zuvor hatte der Bürgerausschuss der Stadt Leimen unter Vorsitz des Bürgermeisters Justus Endlich beschlossen, dem Werk durch Steuerermäßigungen beim Grundstückserwerb entgegenzukommen.⁴⁵

»Um die in Aussicht genommene Verlegung des Portland-Cementwerks in die

Gemarkung Leimen möglichst zu befördern, wurden zwischen der Direktion der genannten Fabrik und dem Gemeinderat Leimen bezüglich des Gütererwerbs eine Vereinbarung dahin abgeschlossen, daß die Fabrik einen Durchschnittspreis von 2000 MG [Goldmark] pro bad. [badischem] Morgen [360 m²] Gelände bezahlt; die Gemeindekasse Leimen dagegen, wenn und soweit für einzelne oder mehrere Grundstücke ein höherer Kaufpreis als 2000 MG pro Morgen bezahlt werden müßte, die dadurch für den ganzen angekauften Geländekomplex sich ergebende Mehrkostensumme in der Art übernimmt, daß sie so lange auf die Erhebung der vollen gesetzlichen Umlage, welche das Cementwerk an die Gemeindekasse Leimen zu zahlen hat,

verzichtet, bis der von der Fabrik zu zahlende Mehrbetrag des Kaufpreises getilgt ist. Bis zu dieser Tilgung hat das Cementwerk nur ein Drittel dieser Umlage zu bezahlen.«⁴⁶

Unverzüglich wurden die Planungen und Bauvorbereitungen aufgenommen. Am 5. April 1895 genehmigte schließlich die Stadt Heidelberg einen zeitlich befristeten provisorischen Weiterbetrieb des Heidelberger Werks.⁴⁷ Unter schnell errichteten Dächern konnten im laufenden Jahr noch 300'000 Fass (54'000 t) Zement erzeugt werden. Am 24. November 1895 starb Otto Hornung unerwartet infolge eines Schlaganfalls. Die Leitung der Firma lag jetzt allein bei Friedrich Schott und Carl Leonhard.



Kaufmännischer Direktor Carl Leonhard.

Auf dem Zementmarkt herrschte ein ruinöser Preis- und Übernahmekampf. Im Zeitraum zwischen 1877, dem Gründungsjahr des Vereins Deutscher Portland-



Manfred Müller

Cement-Fabrikanten, und 1892 waren 31 neue Zementwerke dem Verein beigetreten. Zwischen 1895 und 1914 waren 62 weitere Zementwerke neu gegründet worden. Damit war die Zementproduktion schneller als der Verbrauch gestiegen. In der Gründungsphase des Heidelberger Zementwerks 1873 lag der Zementpreis auf einem Höhepunkt von 60 Mark pro Tonne (10,80 Mark pro 180 kg Normfass).⁴⁸ Von dort sank er kontinuierlich bis 1906 auf Werte um 35 Mark ab (6,30 Mark pro Normfass). Als sich 1899 die Möglichkeit bot, die in Liquiditätsschwierigkeiten geratene Portland-Cement-Fabrik Matthäus Lude in Nürtingen zu erwerben, nutzte Schott diese ohne zu zögern. Das war der Auftakt zu einer Reihe von Firmenübernahmen. Im Jahr 1901 kam es zur Fusion mit der Mannheimer Portland-Cement-Fabrik AG, die Werke in Mainz-Weisenau und Mannheim einbrachte. In rascher Folge wurden anschließend die Werke in Budenheim am Rhein, Diedesheim-Neckarelz, Offenbach und Ingelheim am Rhein in den Konzern eingegliedert.⁴⁹

Alles unter einem Dach

In Leimen entstand nach Schotts Plänen das größte Industriegebäude des Deutschen Reichs. Auf mit Beton ausgegossenen schmiedeeisernen Pfeilern wurde eine 485 m lange und 60 m breite Fabrikhalle errichtet.⁵⁰

Ende Dezember 1896 nahm die Fabrik die Produktion auf. Die Fabrikanlage war nach moderner Verfahrenstechnik aufgebaut.⁵¹

»Der Hauptwert ist in dem ganzen Werke auf eine gute Übersicht über den Betrieb und einheitliche Anordnung der einzelnen Betriebsteile gelegt, indem alle Teile systematisch zu einer Längsachse angeordnet sind. Die sich stets wiederholenden Einrichtungen zur Erzielung einer gründlichen Durchmischung großer Massen verbürgen die große Gleichmäßigkeit des Erzeugnisses. Das Streben das Gut nur maschinell und ohne Menschenarbeit zu befördern und zu bearbeiten, gibt der ganzen Fabrik ein besonderes Gepräge.⁵²

Unter einem Dach waren die gesamten Produktionsanlagen untergebracht: die Kalksteintrocknerei, die Kalksteimühlen mit Silos und Steinpressen, 6 Ringöfen, Klinkerlagerräume, die Zementmühle und Zementsilos sowie die Packerei mit einem 100 m langen Lagerraum. An

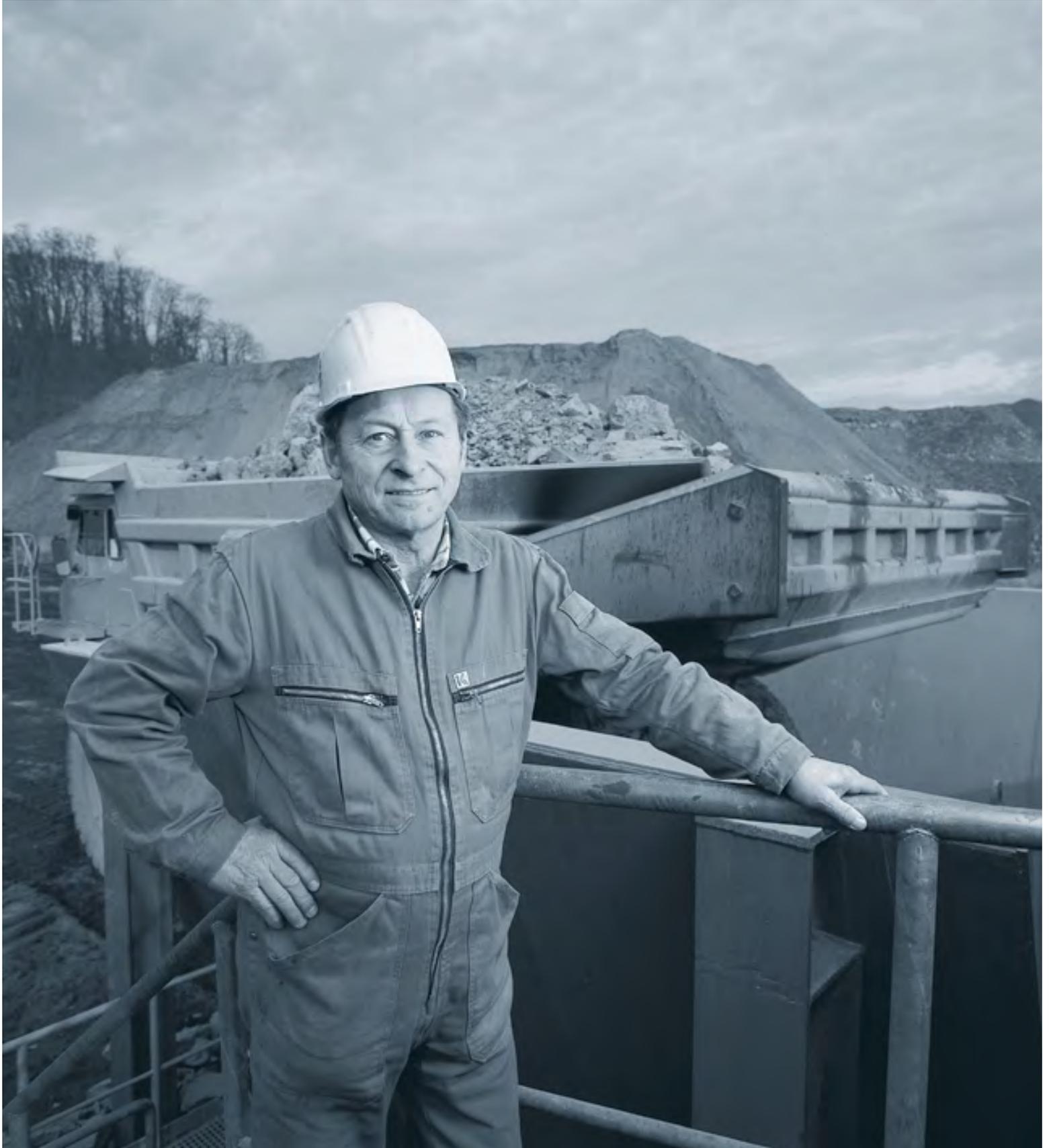
der nördlichen Längsseite verlief ein Kohlengleis, von welchem die dort liegenden Kessel- und Maschinenhäuser beliefert werden konnten.⁵³

Lediglich die potenziell feuergefährdete Fassküferei und einige Nebenbetriebe waren außerhalb des Gebäudes angesiedelt. 22 Dampfkessel und Maschinen entwickelten insgesamt eine Leistung von 4.000 PS. Ein einzelner Elektromotor mit 360 PS wurde aus dem 9 km entfernten, noch bestehenden Turbinenhaus des abgebrannten Zementwerks in Heidelberg gespeist.

Obwohl 1896 die ersten Drehöfen in Deutschland eingeführt worden waren, hatte Schott die in Heidelberg bewährten Ringöfen auch in Leimen errichten lassen. In der Jubiläumsschrift von 1898 hieß es dazu:



Werksansicht, 1900.



Heinrich Zimmermann



Fassküferei, 1900.



Ringöfen und Klinkerlager, 1900.

»Die Konstruktion unserer Ringöfen ist derart verbessert, dass ein schärferer Brand wohl nicht denkbar ist, kommt es doch oft vor, dass der ganze Inhalt einer Kammer bis auf die Sohle eine dichte zusammenhängende geschmolzene Masse bildet, die nur sehr schwierig herauszubrechen ist.«⁵⁴

Die Regelung der Temperatur, aber auch das Be- und Entladen der Ringöfen war sehr aufwendig. Insbesondere die Entladung der gebrannten zusammengebackenen Klinker war eine harte körperliche Arbeit, die bei großer Hitze verrichtet werden musste. Für das Herausbrechen der Klinker aus den Ofenkammern kamen vor allem Italiener zum Einsatz.

Trotz starker Konkurrenz stieg der Absatz und machte sehr bald eine Ausweitung der Produktion erforderlich. Deshalb kam im Jahr 1898 noch ein siebter großer Ringofen hinzu. Die Steigerung der Produktion war bei dieser Ofenlinie nur über eine gleichzeitige Steigerung der Arbeiterzahl möglich. Die Jahresproduktion lag 1898 bei 700'000 Fass (ca. 126'000 t). 1899 war der Höchststand von 1'110 Arbeitern und Angestellten erreicht.

Mit einer Lorenbahn gelangte der Kalkstein von den Steinbrüchen ins Werk. Im Werk wurde der Inhalt der Kippwagen in Maulbrecher und Brechschnecken gekippt und von dort auf 12 Trockentrommeln verteilt. Von diesen fiel das Gestein in Brecher (sogenannte Crusher), die es auf Nussgröße zerkleinerten. Anschließend wurde es in Vorratsbehälter gehoben.⁵⁵



Michael Sohns

Von den Vorratsbehältern gelangte das Material in die 30 Griffinmühlen und von dort in die 10.000 t fassenden Rohmehlsilos. Stündlich wurde das Rohmehl analysiert. Die 35 m langen Rohmehlsilos wurden von vorn nach hinten in schrägen Schichten gefüllt. Die Entleerung erfolgte durch eine waagrecht liegende Transportschnecke, die das Rohmehl den Drehöfen zuführte.⁵⁶

»Die aus der Kühltrommel entfallenden Klinker werden auf einer selbsttätigen Waage abgewogen und durch eine Schüttelrinne⁵⁷⁾ einem Becherwerk zugeführt, welches die Klinker auf eine 10 m höher liegende Rinne hebt, die sie auf einen gewaltigen Klinkerberg wirft. Unter diesem Berg befindet sich eine dritte Förderrinne, mit deren Hilfe die Klinker nach Ablagerung den Kollergängen zur Vorzerkleinerung zugeführt werden. Weitere 30 Griffinmühlen vollenden die Mahlung. Das nunmehr fertige Cementmehl wird in riesigen Behältern gesammelt, von denen ein einziger ungefähr 150.000 Normalfaß Portland-Cement zu fassen vermag.«⁵⁸

Die 6 Zementsilos hatten ein Fassungsvermögen von 35.000 t. Aus diesen Silos wurde der Zement direkt in die Säcke abgefüllt. Die Stoffsäcke wurden mit einem Lederriemen an die Waagen geschnallt und nach Erreichen des Füllgewichtes mit Schnüren, später mit Draht, gebunden. Durch eine Rohrrutsche gelangten sie direkt in die Waggons. Mit dem Einsatz von Papiersäcken mussten die Säcke per Sackkarren in die Waggons verladen werden.⁵⁹

Die Packerei, die früher durch Seiltrieb von der Zementmühle aus betrieben wurde, erhielt im Jahr 1917 einen selbstständigen Antrieb durch einen 150 PS Dieselmotor, der vom Abbruch des Werks Berghausen stammte. Ende der 30er Jahre waren alle Antriebe elektrisch.⁶⁰

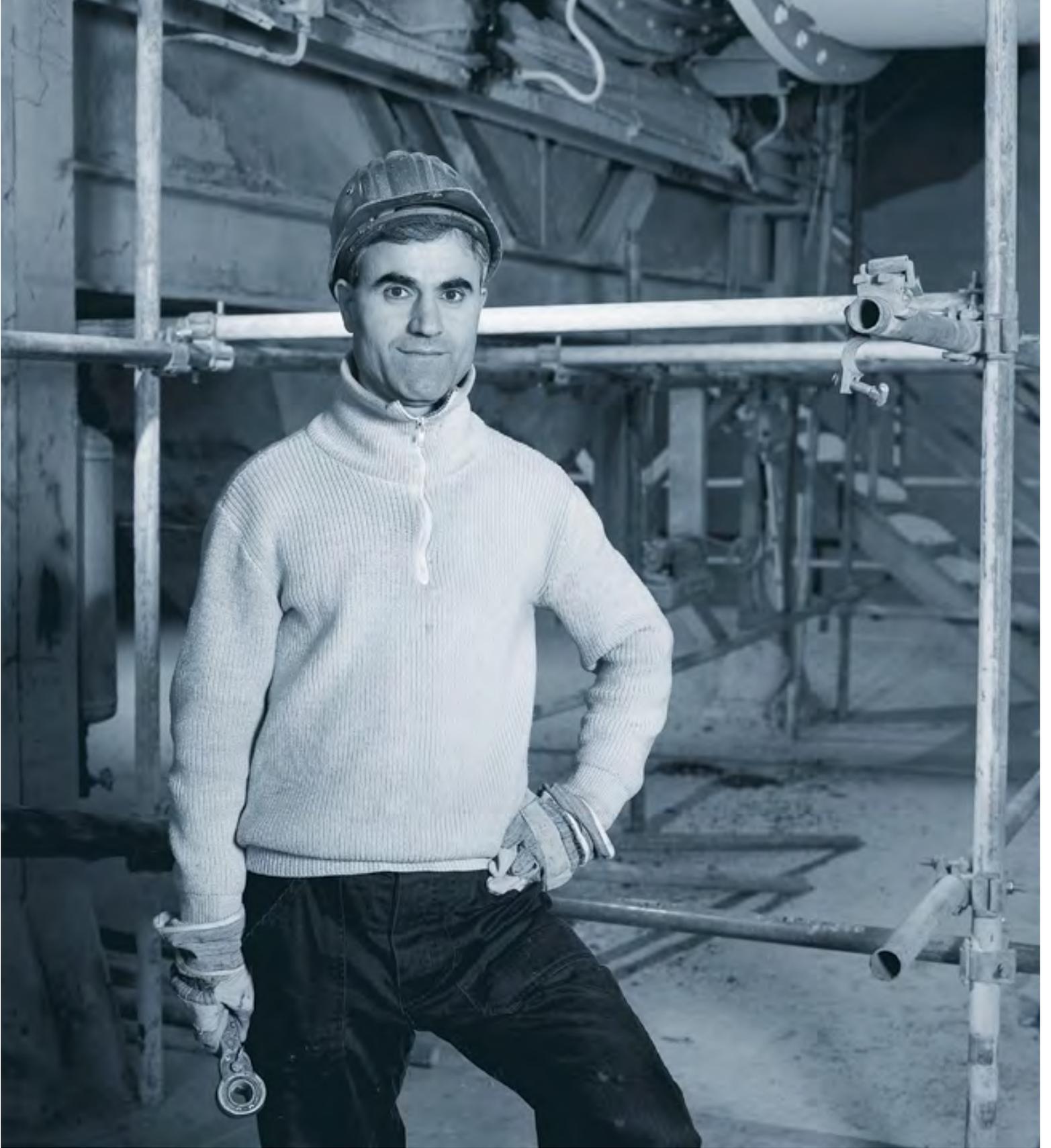
Ein großer Teil der Produktion, der in tropische Länder exportiert wurde, wurde in Holzfässer mit einem Fassungsvermögen von etwa 100 Litern abgefüllt (Nettogewicht ca. 170 kg). Von der Lagerhalle aus wurden die beladenen Waggons mit werkseigenen Lokomotiven zur Bahnstation in Kirchheim gezogen. In den Sommermonaten konnten so täglich 110 bis 120 Eisenbahnwaggons verladen werden. Die Fassfabrikation beschäftigte zeitweise 100 Arbeiter. Nach der Schließung der Fassfabrikation in Leimen im Jahr 1934 übernahm Weisenau aufgrund seiner günstigen Lage am Rhein den Export.⁶¹

Steiniger Weg zum Erfolg

Schon um die Jahrhundertwende stieß das Portland-Cement-Werk Heidelberg in Leimen trotz moderner Bauweise an seine Leistungsgrenze. Für eine weitere Produktionserhöhung war es unabdingbar, das Ofensystem zu verändern. Nach dem Einbau moderner Drehöfen anstelle der alten Ringöfen im Jahr 1902 konnte die Produktion bis 1910 bereits auf 1.500.000 Fass (270.000 t) gesteigert werden. Friedrich Schott hatte sofort erkannt, dass beim Drehofenbetrieb durch Einbau von Kesseln eine günstige Form der Abhitzeverwertung möglich war und sicherte sich darauf ein Patent. Das war der erste bedeutende Schritt zur Einsparung von Energie. Die durch Abhitze erzeugte Dampfmenge musste bislang in den Kuhnschen Batteriekesseln erzeugt werden.



Titelblatt der Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen des Portland-Cement-Werks Heidelberg 1898. Die Darstellung der Lorenbahn, Eisenbahn und der Steinbrüche ist nicht naturgetreu.



Sueleyman Can



Kuhnsche Dampfmaschine im Maschinenhaus Block II.

Da die in Leimen aufgestellten Drehöfen zu den ersten in Deutschland gehörten, hatte man hier auch mit den Anfangsschwierigkeiten dieser neuen Technik zu kämpfen. Insbesondere die zu dünnen Mantelbleche verursachten Störungen. Im Bereich der hochbelasteten Brennzonen waren die Mantelbleche, auf die auch noch die Laufringe drückten, stark ausgebeult. Die verformten Ofenschüsse machten ihrerseits eine Ausmauerung nahezu unmöglich. Konstruktive Verbesserungen wurden durch die Verlegung der Laufringe an den Ofenkopf erreicht. Auch bei den Kühltrommeln erwiesen sich die Bleche der wassergekühlten Mäntel als zu dünn. Als weiterer Schwachpunkt zeigten sich die zu schwach konzipierten Ofenantriebe.⁶²

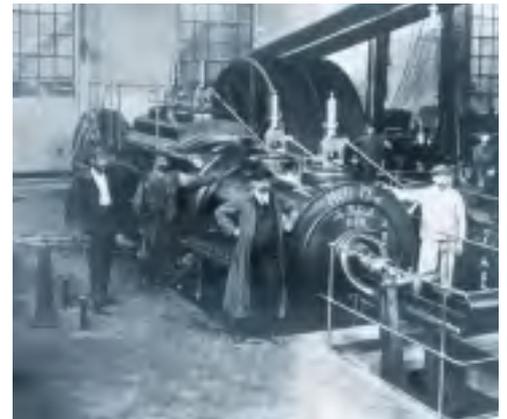
Der Rotierofenbetrieb bezog seine Kraft bislang aus einer umgebauten Sulzer-Maschine von 300 kW (400 PS). 1917 konnte eine 500 kW (680 PS) 3-Zylinder-Dampfmaschine ebenfalls aus dem stillgelegten Werk Berghausen erworben werden.⁶³

Ungenügend war auch die Entstaubung der Trockentrommeln. Da die Staubablagerungskammer an den Kamin angeschlossen war, fiel der aus dem Kamin austretende feuchte Staub in nächster Nähe der Fabrik zu kleinen Klümpchen zusammengeballt nieder.

»Oft konnte man sehen, dass Herren, die schwarz angezogen kurze Zeit vor dem Verwaltungsgebäude standen, beschneit fortgingen.«⁶⁴

Nicht nur Klagen der Anwohner, sondern auch die Tatsache, dass ausgerechnet der feinste und wertvollste Teil des Rohmaterials verloren ging, forderten Abhilfe. Eine neue Schlauchfilteranlage brachte eine wesentliche Verbesserung.⁶⁵

Aber auch in der Rohmühle hatte man mancherlei Schwierigkeiten, den gestiegenen Bedarf zu befriedigen. Zum einen führte eine Serie sehr kalter Winter dazu, dass der Steinbruch Leimen nicht genug Material liefern konnte, andererseits war die Antriebsleistung der Griffinmühlen ungenügend. Im Juli 1911 wurde daher eine neue liegende Görlitzer-Tandem-Dampfmaschine mit einer maximalen Leistung



Liegende Görlitzer-Tandem-Dampfmaschine mit 1'400 PS effektiv, 18. Juli 1911.

von 1'700 PS eingebaut, die nach anfänglichen Schwierigkeiten zum Jahresende ohne Störungen lief. Außerdem wurde für den Vorbrecher ein Elektromotor mit 600 kW (800 PS) verwendet. Mit der Verbesserung der Rohmehlauflbereitung stieg allmählich auch die Klinkerproduktion der Öfen.⁶⁶



von links: Andrej Kraus, Thomas Kupfer, Ernst Wagner, Waldemar Barnowski und Viktor Knippel

Die steigende Klinkerproduktion machte Veränderungen in der Zementmühle notwendig. Auch hier machten sich klimatische Bedingungen sehr ungünstig bemerkbar. Die über mehrere Jahre immer wiederkehrenden Niedrigwasserstände des Neckars und die damit verbundene niedrige Stromproduktion aus dem Heidelberger Turbinenhaus machten einen verstärkten Einsatz der Dampfmaschinen notwendig. Verschärft wurde das Problem durch den Zubau von vier neuen Griffmühlen zu den bestehenden 32, so dass die Mühlen häufig aus der Transmission ausgerückt werden mussten.⁶⁷

Die Zementmühle hatte mehrfach einen anderen Antrieb bekommen. Anfangs wurde sie durch eine Kuhnsche Dampfmaschine angetrieben. Seit 1912

stand eine 2'700 PS Görlitzer-Tandem-Dampfmaschine zur Verfügung und seit 1924 zusätzlich Elektromotoren mit zusammen 2'300 PS.⁶⁸

Trotz der Schwierigkeiten mit den Antriebsaggregaten erwies sich die Zementmühle als leistungsfähigstes Aggregat am Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts. Als Folge davon sanken die Lagerbestände an Klinker jedes Jahr. Im September 1911 war schließlich ein Tiefstand (unter 10.000 t) bei den Klinkern erreicht.

»In jenen Tagen konnte man oft den Obermüller Emmerich die Brennmeister dadurch vom Klinkerhaufen verjagen sehen, dass er mit einem grossen Besen das Zusammenkehren der Klinker markierte.«⁶⁹

Mit der Aufstellung eines weiteren neuen 15. Ofens 1911 musste auch die Zementmühle weiter vergrößert werden. Zwischen 1912 und 1935 wurde mit zahlreichen Mühlensystemen experimentiert. 1912 wurden große Pendelmühlen und Fullermühlen aufgestellt. Die Fullermühlen, die sich nicht bewährten, wurden schon 1915 wieder abgebrochen. Im Jahr 1924 kamen sogenannte Rohrkugelmühlen System »Ergo« und »Pfeifer« zur Aufstellung. Innerhalb von 10 Jahren erwiesen sich auch diese Mühlen

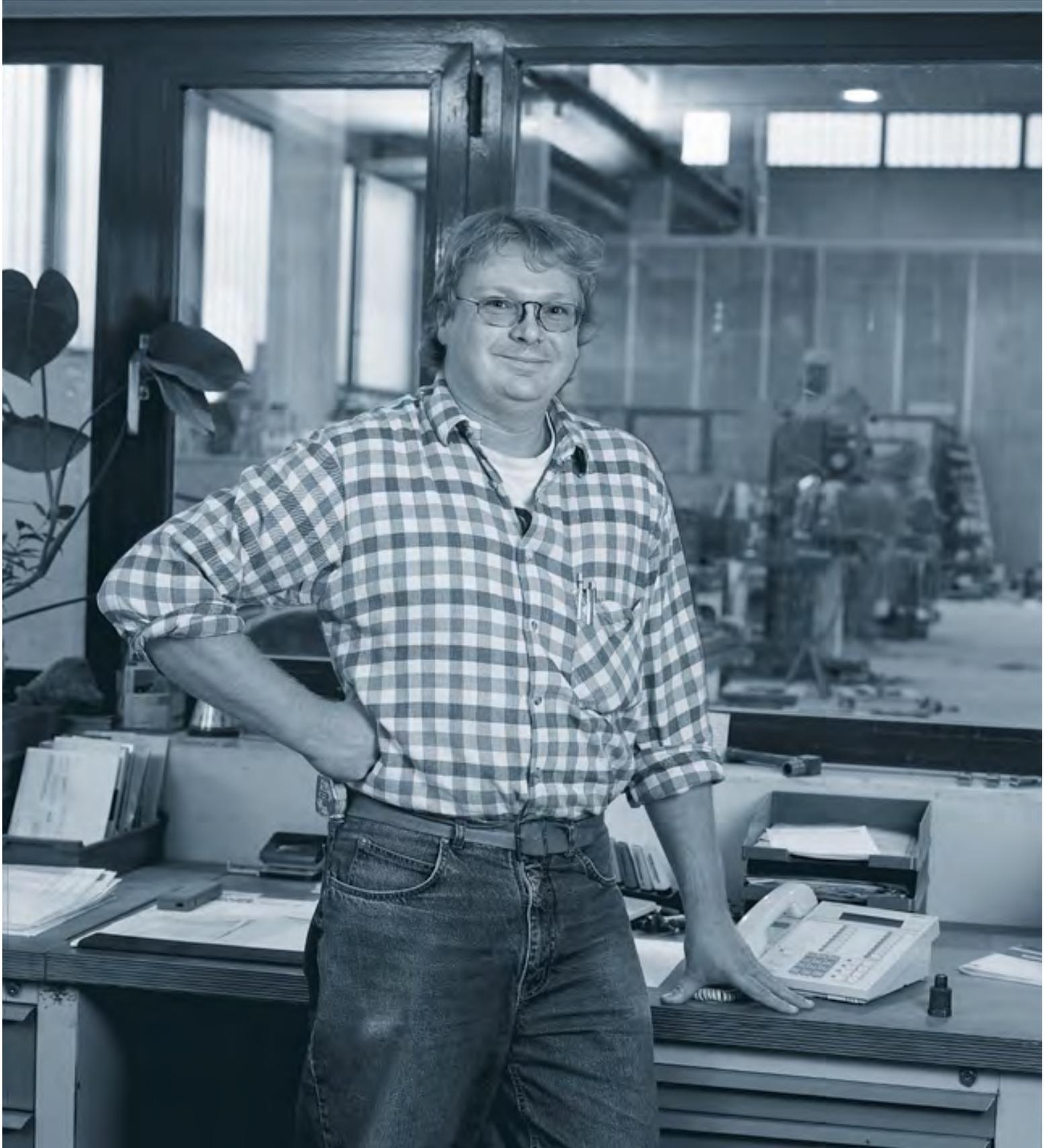


Klinkervorräte aus den ersten Tagen des Septembers 1911 »...des Obermüllers Stolz und des Brennmeisters Leid!«

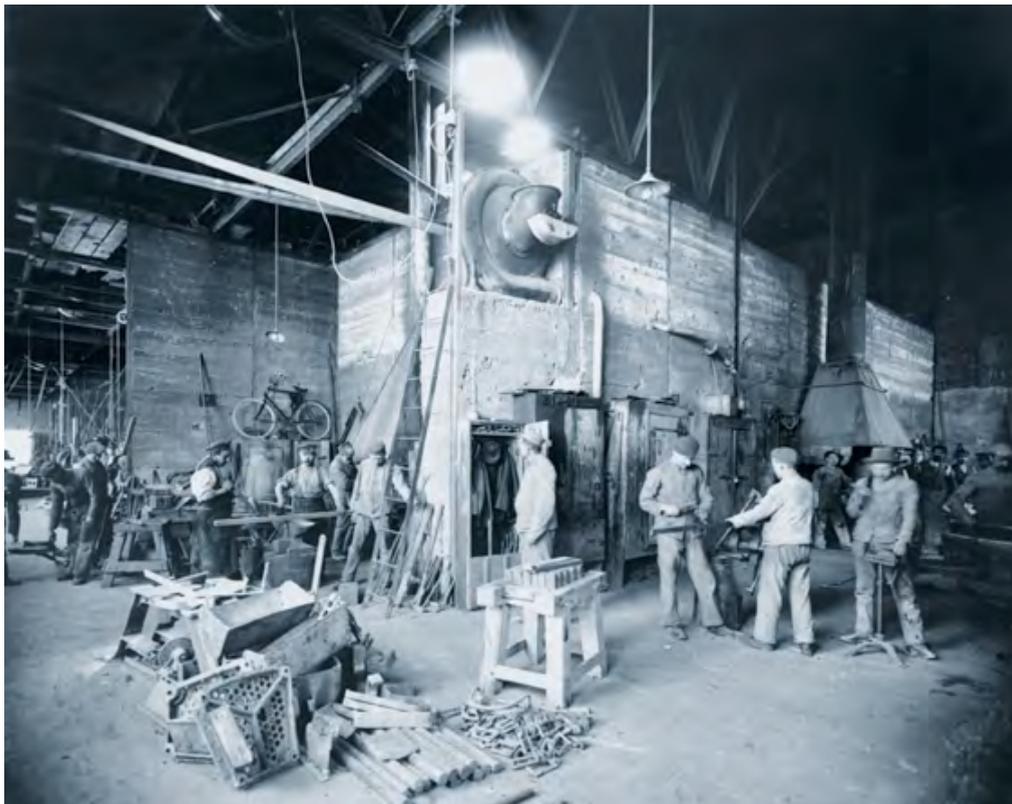
als unzureichend. Erst 1935, mit der Aufstellung von vier leistungsfähigen Kugelmühlen mit je 500 kW (700 PS) Elektromotoren, waren diese Probleme überwunden.⁷⁰



Zementmühle mit jugendlichen Arbeitern und Aufsehern, 1900.



Axel Kübler



Schmiede, 1900.

Alles aus einer Hand

In Zeiten hochgehender Konjunktur, in den Jahren 1902 bis 1911, war es das Bestreben der Fabrikleitung, möglichst alles selbst anfertigen zu können, um nicht an die langen Lieferzeiten der Maschinenfabriken gebunden zu sein. Das Werk Leimen betrieb zu dieser Zeit eine eigene Maschinenfabrik mit bis zu 350 Beschäftigten. Hier wurden Mühlen und Transportapparate eigener Konstruktion hergestellt.⁷¹

Zudem übernahm das Werk Leimen die Funktion einer zentralen Reparaturwerkstatt für die anderen Konzernwerke. Die Reparaturwerkstätten bestanden aus einer Schlosserei, einer Dreherei und einer Schmiede. Die rasch steigende Produktion hatte, wie erwähnt, dazu geführt, dass zahlreiche Apparate der Belastung nicht mehr standhielten. Die Folge davon waren stark gestiegene Reparaturkosten und eine Überlastung der Werkstätten. Die zusätzlich steigende Inanspruchnahme der Reparaturwerkstätten durch die Werke in Nürtingen, Lochhausen, Offenbach, Diedesheim-Neckarelz und Budenheim erforderten einen Ausbau. Anfang des Jahres 1911 hatte man dazu zwei alte Ringöfen abgebrochen und damit Platz für eine 100 m lange und 10 m breite Montagehalle gewonnen.⁷²



Ausglühen der Bessemerbirne in der Gießerei am 20. Dezember 1911.



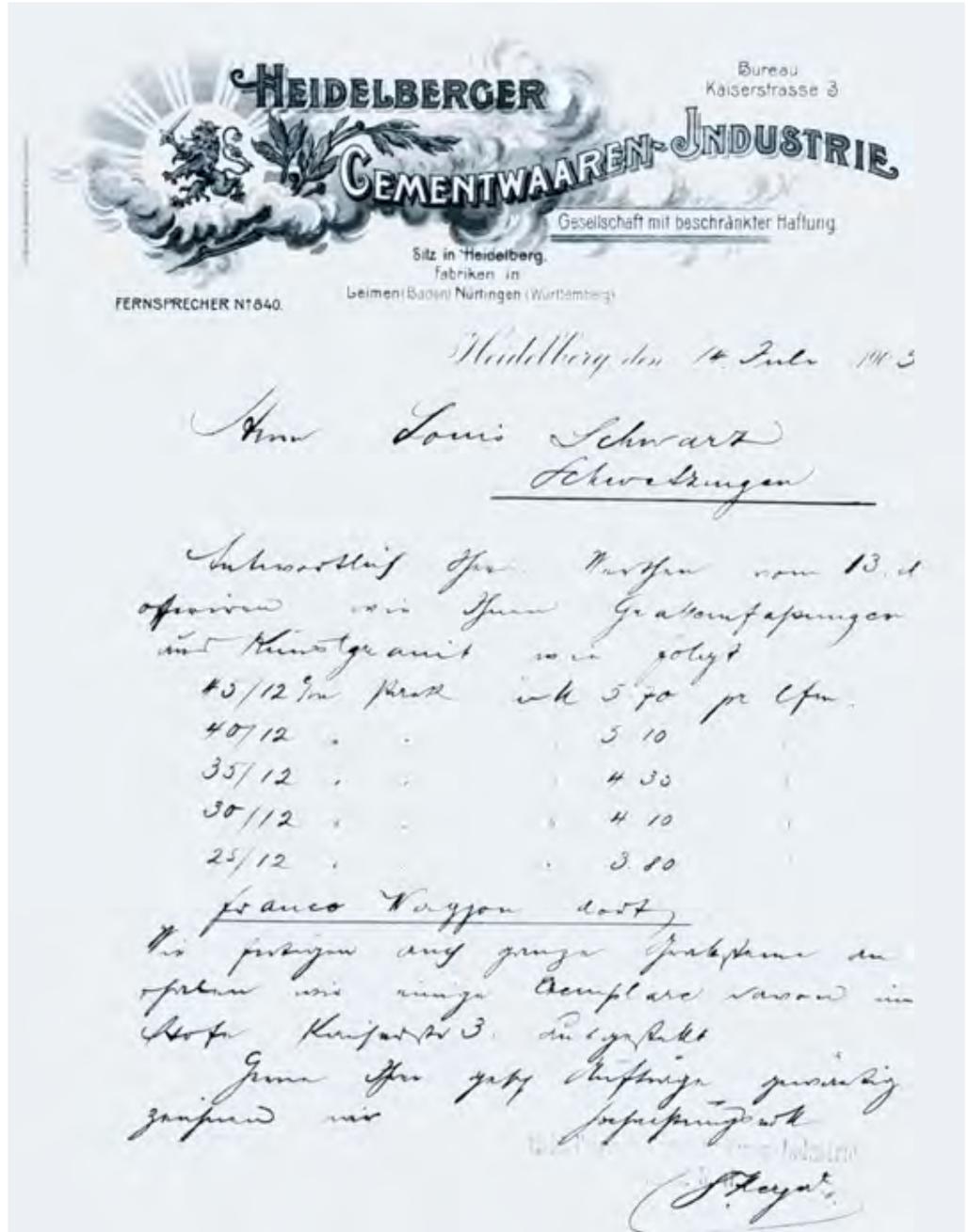
Viktor Kessel



Munitionsgießerei, Produktion der 50.000. 15 cm Granate, 3. Mai 1918.

Im Jahr 1908 war noch eine Gießerei mit Modellschreinerei eingerichtet worden. Ende 1911 kam zusätzlich eine Stahlgießerei mit Kupolofen und Bessemerbirne hinzu. Vor allem die verschleißanfälligen Hartguss-Mühlenteile, wie Walzenkörper und Mörserringe, die aus den USA kamen, erforderten einen hohen Finanzaufwand. Mit der Aufstellung eines Härteofens versuchte man, auch diese Teile selbst herzustellen. In den Jahren des Ersten Weltkriegs diente die Gießerei der Munitionsherstellung. Nach ihrer Stilllegung 1933 wurde auch die Fabrikation von Maschinen eingestellt und nur noch der Reparaturbetrieb aufrechterhalten.⁷³

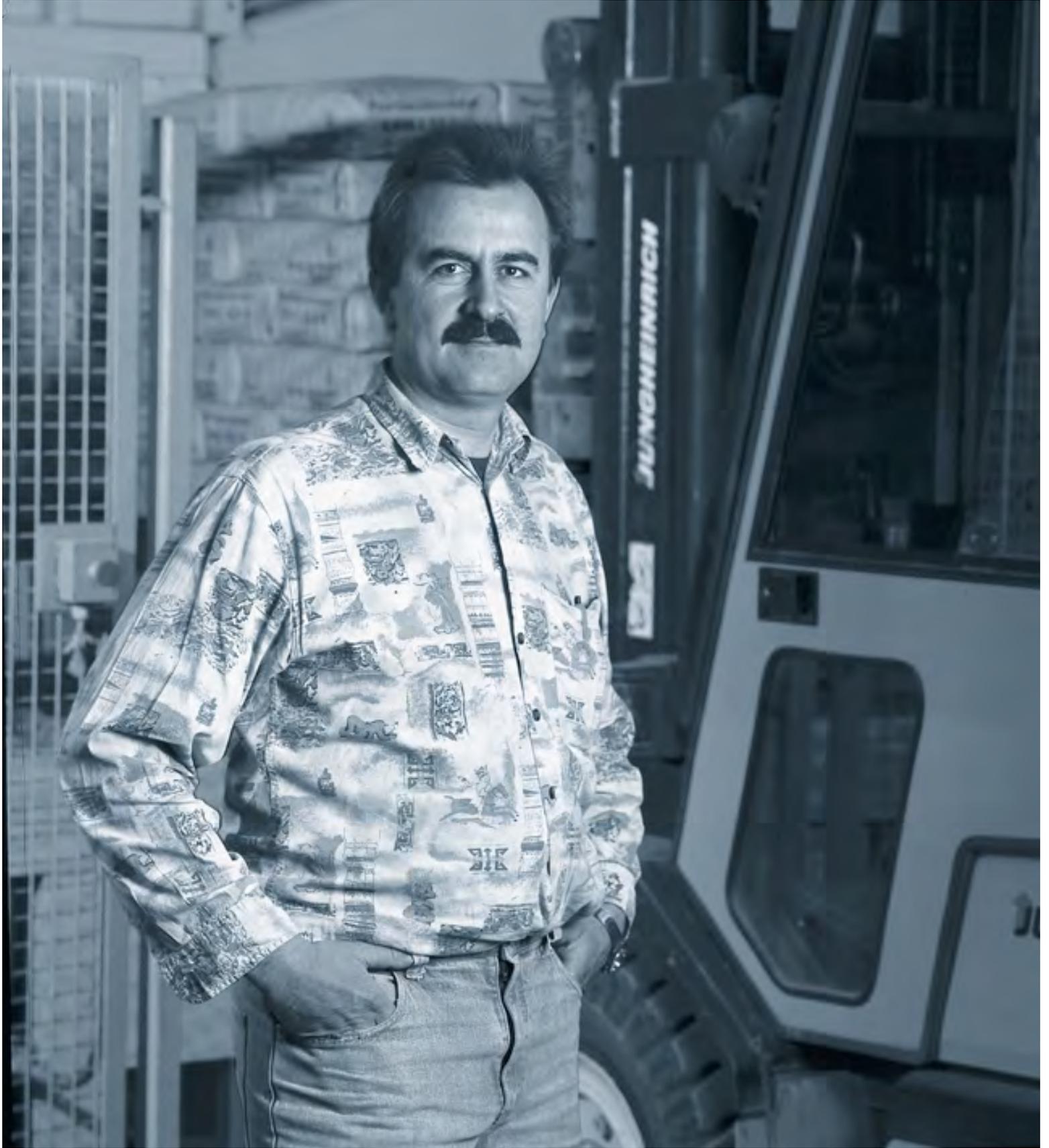
Zur Förderung des Zementabsatzes war dem Werk eine „Cementwaarenfabrik“ angegliedert. Diese war seit 1888 zuerst in Heidelberg betrieben worden und kam mit der Werksverlegung nach Leimen. Von 1905 bis 1914 war sie an frühere Zementwerksangehörige, Hergert und Lay, verpachtet. Während des Ersten Weltkriegs war die »Cementwaarenfabrik« Lager für Kriegsgefangene, die im Werk beschäftigt waren. Ab 1919 wurde sie bis zu ihrer Schließung in den 1970er Jahren wieder in eigener Regie betrieben.⁷⁴



Angebot der Heidelberger Cementwaaren-Industrie über Kunstgranit an Louis Schwarz in Schwetzingen.

Seit der Gründung des Zementwerks Leimen entwickelte sich der Absatz bis auf die Krisenjahre 1900 bis 1902 stetig nach oben. Die Steigerung des Absatzes war allerdings hauptsächlich durch Mehrversand nach Norddeutschland, Holland und Übersee verursacht. Die Inlandsnachfra-

ge war weitgehend durch die Konkurrenzfabriken Dyckerhoff und Thyssen bedient worden. Als ab dem Jahr 1913 der Auslandsabsatz einbrach, war das Werk Leimen durch seinen relativ hohen Exportanteil davon besonders betroffen.⁷⁵



Alexander Orlowski

Zementversand des Werks Leimen 1896 – 1918 und des Portland-Cement-Werks Heidelberg 1875 – 1895



Bei einem Gesamtversand im Jahr 1911 von 246'800 t entfielen 187'850 t (3'757'027 Stück) auf Sackware. Der Rest von 58.950 t (327'500 Stück) entfiel auf Holzfässer, von denen 195.878 (davon 32.148 Blechfässer mit Holzböden) im Werk Leimen gefertigt wurden. Die Analyse dieser Zahlen zeigt uns, dass in der Kuferei im Verbund mit der Sägerei täglich mehr als 650 Fässer hergestellt wurden. Auch die Verwendung von Baumwoll- und Jutesäcken in leichterer und schwerer Qualität brachte beträchtlichen Aufwand mit sich. Ebenso wie die Holzfässer wurden die verschickten Säcke wieder zurückgenommen, entstaubt und in der Sackflickerei repariert. Erheblichen Sortieraufwand bereitete die Aussonderung fremder Säcke mit einem Anteil von 7%. In Tag- und Nachtschicht wurden in der Sackflickerei auf 24 Nähmaschinen 1911 1,2 Mio. Säcke geflickt. Am besten

bewährten sich Baumwollsäcke, die mit 3% den niedrigsten Anteil an unbrauchbaren Säcken aufwiesen. Die anderen Sackqualitäten lagen aber mit einem durchschnittlichen Schwund von 4 % nicht wesentlich über dieser Marke.⁷⁶

Sturzbetrieb und Rolllöcher

Zum Zeitpunkt der Errichtung des neuen Werks in Leimen war der auf Rohrbacher Gemarkung liegende Steinbruch weitgehend abgebaut. Mit der planmäßigen Anlage von Steinbrüchen ab 1879 wurde der Sturzbetrieb des Kalkwerks Rüdersdorf eingeführt. In die Felswand wurden längs und quer Stollen, die sogenannten Schrammlöcher getrieben, bis sich ein großer Quergang ergab, der die hinein-führenden Strecken miteinander verband. Die Kalksteinwand ruhte dann nur noch auf den Pfeilern, die von Hand weiterbearbeitet und angebohrt wurden. Die mit

Sprengstoff gefüllten Bohrlöcher wurden anschließend elektrisch gezündet und damit die ganze Wand zum Einsturz gebracht. Hunderte von Detonationen erfolgten, aus den Pfeilergängen wälzte sich Rauch und unter unbeschreiblichem Getöse stürzte die Wand ein. Vor der Wand blieb ein mehrere Meter hoher, grobstückiger Steinhaufliegen, der mit Vorschlaghämmern zerschlagen werden musste. Große Felsbrocken mussten mit der Fallbirne geknöpert oder angebohrt und gesprengt werden. Diese Sprengungen waren sehr gefährlich, da die Bruchstücke oft kilometerweit durch die



Rüdersdorfer Sturzbetrieb vor der Sprengung im Steinbruch Leimen, um 1900.



Steinbruchbelegschaft nach der Sprengung um 1900.



Hermann Rotbacher



Lorenbahnüberführung über die Rohrbacher Straße, ca. 1930

Luft flogen. Da noch keine Verlademaschinen zur Verfügung standen, bestand der größte Nachteil dieser Gewinnungsmethode in der anstrengenden Handverladung, die eine hohe Anzahl von Arbeitern erforderte.⁷⁷

Das rasche Wachstum der Zementproduktion nach der Jahrhundertwende machte es bald notwendig, die Rohmaterialgewinnung zu intensivieren. Im Jahr 1909 wurde eine neue Abbaumethode, der sogenannte Rolllochbetrieb, eingeführt.⁷⁸ Innerhalb sehr kurzer Zeit verbreitete sich die Methode auf alle Konzernwerke. Beim Rolllochbetrieb wurde ein waagrecht Stollen in den Berg getrieben, an dessen Ende ein senkrechter Schacht nach oben führte. Die rings um diesen

Schacht gebrochenen Steine rollten an den sich allmählich zu Trichtern weitenden Schächten in sogenannte Füllschnauzen. Von dort fielen sie in Kippwagen, die auf Gleisen von Hand aus dem Stollen geschoben wurden. Die Gewinnung des Kalksteins erfolgte durch Sprengung. Die Bohrlöcher wurden durch Druckluftstoßmaschinen gebohrt. Die Förderung des Materials geschah durch die erwähnte Seilknotenbahn, später mit einem Kettenantrieb. Die gefüllten Kippwagen rollten durch einen Stollen und über die noch vorhandene Straßenbrücke, getrieben durch die Schwerkraft zum Werk, während die leeren Loren gleichzeitig in den Steinbruch zurückgezogen wurden.⁷⁹

Steintransport per Straßenbahn

Die in Nußloch anstehenden hochprozentigen Kalkgesteine waren schon seit längerem von der Firmenleitung ins Visier genommen worden. Die Verkehrslage machte die Erschließung allerdings unmöglich. Ein Konzessionsgesuch der Dresdner Aktiengesellschaft für elektrische Anlagen und Bahnen für den Bau einer elektrischen Bahn zwischen Heidelberg und Wiesloch im Jahr 1896 brachte Nußloch als Steinbruchstandort wieder in die Diskussion. Da die Verlegung des Werks unter Zeitdruck erfolgte, musste Nußloch als Standort aufgegeben werden. Nachdem der erste Vorstoß zum Bahnbau ergebnislos geblieben war, bemühte sich die »Aktiengesellschaft für Bahn-Bau und Betrieb« in Frankfurt (BBB) 1898 erneut um eine Konzession für das Schienenprojekt. Ursprüngliche Bedenken der badischen Regierung hinsichtlich einer möglichen Schädigung der Hauptbahn Wiesloch-Heidelberg konnten schließlich ausgeräumt werden und der Deutschen Eisenbahngesellschaft (DEG) in Frankfurt am 6. Juni 1900 die Konzession zum Bau einer elektrischen Straßenbahn übertragen werden. Die DEG übertrug den Bau



Arbeiter an der Abfüllschnauze, ca. 1910.



Jörg Richartz

und Betrieb der ihr nahestehenden BBB, die die Arbeiten am 1. August 1900 aufnahm.⁸⁰

In Erwartung des Bahnbaus begannen die Portland-Cement-Werke Heidelberg im Oktober 1899 mit dem Ankauf von Grundstücken im Bereich des Leopoldbergs in Nußloch. Der kaufmännische Direktor der Portland-Cement-Werke Heidelberg, Carl Leonhard, und der Prokurist, Otto Pruhs, tätigten die ersten Landkäufe am 10. Oktober 1899 von den Landwirten Jakob Reusch und Adam Ziegelmüller sowie dem Hauptlehrer Herrmann Uihlein aus Sandhausen. Die Verkäufer durften die Grundstücke bis zum Abbaubeginn für landwirtschaftliche Zwecke weiter nutzen, hatten aber keinen Anspruch auf Schadensersatz. Bis Ende des Jahres 1899 waren bereits 85 ha von ca. 100 Personen erworben worden. Zum Zeitpunkt der Inbetriebnahme der Straßenbahn waren weitere 20 ha von zwei Dutzend Verkäufern hinzugekommen.⁸¹

Obgleich keine direkten Belege für den Zeitpunkt der Aufnahme des Steinbruchbetriebs vorliegen, ist davon auszugehen, dass Erschließungsmaßnahmen und Abraumbeseitigung gleich zu Beginn des Jahres 1900 einsetzten.

Die eingleisige Strecke mit Ausweichen war am 13. Juli 1901 zwischen Heidelberg und Wiesloch soweit fertig gestellt, dass Probefahrten durchgeführt werden konnten. Da nicht dokumentiert ist, wann die Teilstrecke zwischen Zementwerk und Steinbruchgelände Nußloch befahrbar war, lässt sich der genaue Zeitpunkt der ersten Steinzüge nicht feststellen. Auch

das Datum des Vertragsabschlusses mit den Portland-Cement-Werken Heidelberg ist unbekannt. Bekannt ist lediglich, dass 1904 für 70'000 t beförderte Steine 40'000 Mark Frachtkosten bezahlt wurden. Die Einnahmen aus den Steintransporten sollten nach Plänen der BBB 25 % der Kosten des Schienenprojekts decken. Der Einsatz von Nutzlastlokomotiven und das durchschnittliche Gefälle von 8‰ beeinflussten die Wirtschaftlichkeit positiv.⁸²



Steinzug vor dem Verladestollen.

Zur Bewältigung der Steintransporte waren zwei elektrische Lokomotiven und sieben Güterwagen eingesetzt. Die Fahrgeschwindigkeit war umstritten. In einem Kompromiss wurde sie schließlich auf 22 km/h beschränkt. Die Fahrt auf der 5 km langen Strecke dauerte eine halbe Stunde.

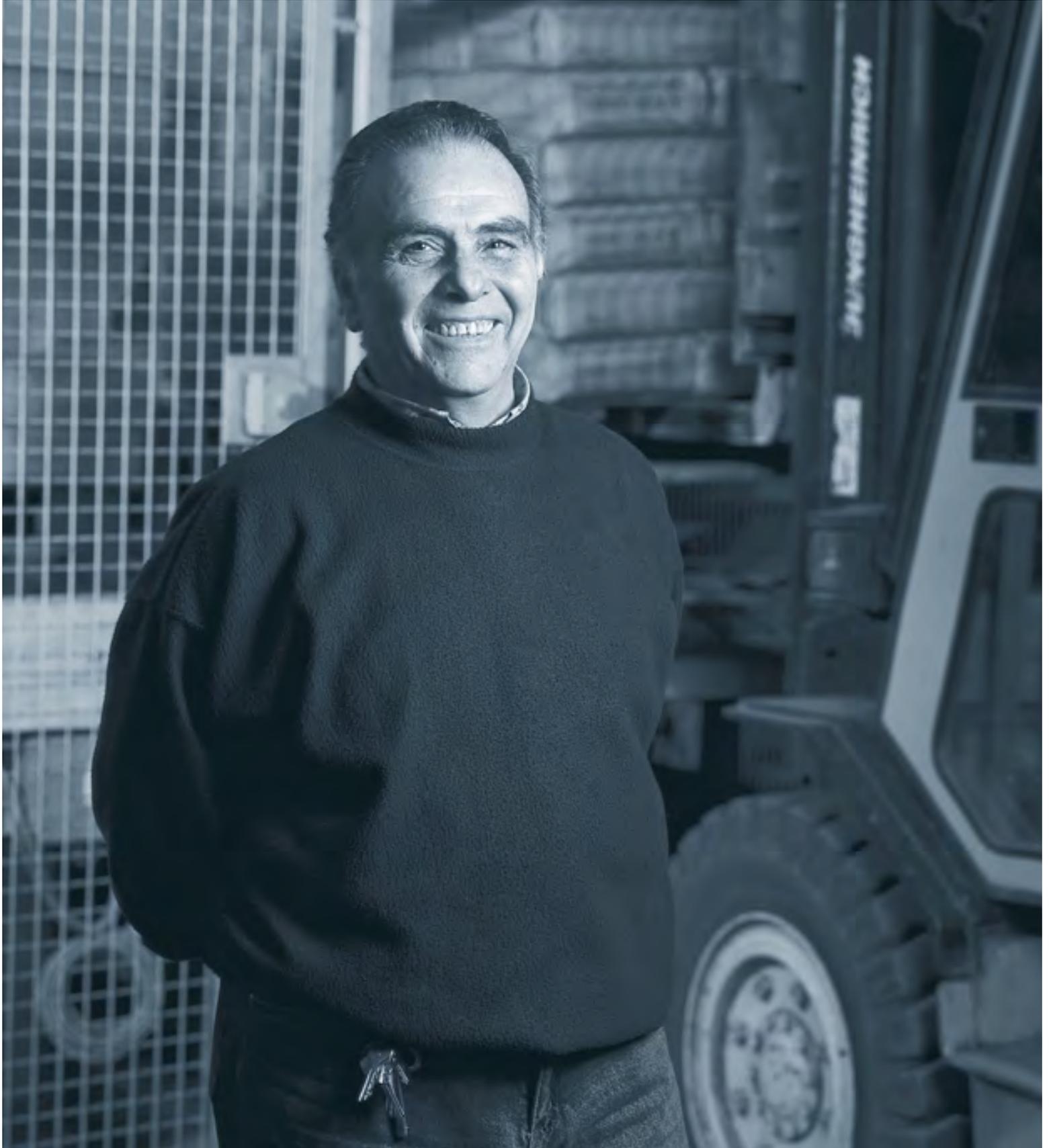


Steinzug im Zementwerk.

Anfänglich durften die Lokomotiven nur zwei Güterwagen mitführen. Später konnte die Genehmigung für drei Güterwagen erreicht werden. Diese Züge bestanden aus zwei Bremswagen mit mechanischen Handbremsen, die durch mitfahrende Bremser bedient wurden. Mit Rücksicht auf den Fahrplan der Personenzüge musste der Lade- und Entladevorgang in weniger als zwölf Minuten vor sich gehen. Zum Beladen fuhren die Güterzüge am Steinbruch über ein Gleisdreieck rückwärts in einen Stollen ein. Dort wurden zuerst die Lokomotive und dann nacheinander die Güterwagen beladen. Die Ladung des Steinmaterials erfolgte durch zwei Ladeschuppen, die einen Zug in weniger als sechs Minuten beladen konnten. Im Zementwerk dauerte der Entladevorgang ungefähr eine halbe Stunde. Es wurden deshalb dort nur die Lokomotiven entladen und ein Güterwagen-Wechselbetrieb durchgeführt.⁸³

Drahtseilbahn

Auf Veranlassung der Portland-Cement-Werke Heidelberg ruhte der Steinzugbetrieb ab dem 26. November 1907. Die Gründe dafür sind unbekannt. Vermutlich war es zu diesem Zeitpunkt möglich, Material von ausreichender Qualität im Steinbruch Leimen abzubauen. Aufgrund des auf 15 Jahre abgeschlossenen Transportvertrags mussten festgelegte Garantiefrachten trotzdem bezahlt werden.⁸⁴ Ab dem Jahr 1910 musste der Abbau des Rohmaterials beträchtlich gesteigert werden, da verstärkt Klinkertransporte an andere Konzernwerke stattfanden. Der



Konstantinos Miglakis



Rolllöcher am Stupfelberg, 1937.

gesteigerte Betrieb erforderte die Wiederaufnahme des Steinbruchbetriebs in Nußloch. Mit der Intensivierung und Wiederaufnahme des Steinbruchbetriebs 1911 sind wiederum beträchtliche Geländekäufe zu verzeichnen. Am 2. Juni 1911 erwarb das Unternehmen von der Gemeinde Nußloch ein 28,5 ha großes Areal am Stupfelberg.⁸⁵

Vom 16. November 1910 bis zum 13. Januar 1911 wurde mit einer provisorisch angelegten Druckluftstation an der nördlichen Wand des Nußlocher Steinbruchs ein Rollloch erstellt. Am 17. Januar rollte wieder der erste Steinzug ins Werk. Da der Nußlocher Kalkstein von zahlreichen Bergwerksstollen, die zu Anfang des 19. Jahr-

hunderts angelegt worden waren, durchgezogen war, musste der Rolllochbetrieb nach kurzer Zeit wieder eingestellt werden.⁸⁶ Häufig bewirkten die größtenteils unbekanntenen Stollenverläufe einen Einsturz der Trichter und gefährdeten die darin tätigen Arbeiter. Durch die Aufgabe des Rolllochbetriebs und die damit verbundene Rückkehr zur Handverladung, erhöhten sich die Gesteigungskosten. Diese waren in Nußloch mit 0,306 Mark pro Fass (1,7 Mark pro t) gegenüber Leimen mit 0,096 Mark pro Fass (0,53 Mark pro t) über dreimal so hoch.⁸⁷

Aufgrund bestehender Verträge mit der Heidelberger Straßen- und Bergbahn AG war eine Garantiefracht vereinbart

worden, die auch bei Nichtinanspruchnahme bezahlt werden musste. Die Steinförderung in Nußloch wurde daher zunächst auf dieses Quantum limitiert. Gleichzeitig wurde aber zur Senkung der Frachtkosten eine Drahtseilbahn geplant und weiteres Gelände in östlicher Richtung von der Gemeinde Nußloch erworben. Im Jahr 1911 wurden im Steinbruch Leimen 1'198'257 Fass (215'686 t) und in Nußloch 202'395 Fass (36'431 t) gefördert. Damit betrug der Anteil des Nußlocher Abbaus 17% der Gesamtförderung.⁸⁸

Die höheren Gesteigungskosten in Nußloch entstanden aus höheren Arbeitslöhnen, weil, wie erwähnt, der Rolllochbetrieb nicht durchgeführt werden konnte. Aufgrund der geringen Fördermenge lohnte sich auch keine Seilbahn für den Transport zum Brecher, was zusätzliche Kosten verursachte.⁸⁹

Obwohl die Zusammensetzung der Kalksteine im Leimener Steinbruch teilweise ausgezeichnet war, lag der Kalkgehalt im Durchschnitt zu niedrig. Gleichzeitig ging die Entwicklung des Zements hin zu höheren Kalkgehalten. Noch zur Gründungszeit des Leimener Werks war in der Jubiläumsschrift 1898 nur Lobendes über die Eignung des Materials zulesen:

»Das Material besteht aus dünnen, fast horizontal gelagerten Schichten mit etwas abweichender Zusammensetzung, von welchen jedoch der grösste Teil bereits annähernd die beste Zusammensetzung zeigt und namentlich den Thon bereits so innig mit dem Kalk gemischt enthält, wie dies künstlich kaum zu erreichen ist.«⁹⁰



Karin Schleifer



Neuerrichtete Drahtseilbahn, im Vordergrund Werkswohnungen in der Zementwerksstraße, 1918.

Um den schwankenden Kalkgehalt im Leimener Steinbruch auszugleichen, war das Werk auf die kalkreichen Steine aus Nußloch angewiesen. Durch Mischung aus beiden Steinbrüchen ließ sich der werksnahe Leimener Steinbruch ausgiebiger nutzen.

Nach der Intensivierung des Abbaus im Nußlocher Steinbruch ab 1910 wurde die zu geringe Transportkapazität der Straßenbahn zunehmend zum Problem. Um die Rohstoffbasis längerfristig zu sichern, hatte man sich entschlossen, eine Seilbahn von Nußloch nach Leimen zu bauen. Diese Maßnahme erlaubte es auch, den Abbau im Steinbruch Nußloch zu modernisieren und rentabel zu

machen. Der Kriegsbeginn legte den Bau zunächst still. Die Arbeiten konnten aber schließlich 1916/1917 fertig gestellt werden. Im Mai 1917 wurde die Drahtseilbahn in Betrieb genommen. Im selben Jahr begann die Erschließung eines neuen Steinbruchs mit hochwertigem Kalk von über 90 % Reinheit auf dem 1911 erworbenen Stupfelberg-Gelände.⁹¹

Fremde, Unfrieden säende Einflüsse fern halten

Nach fast einem Jahrzehnt war die meiste Aufbauarbeit geleistet. Der Absatz hatte sich in dieser Zeit verdoppelt. Der wirtschaftliche Aufstieg hatte aber keine vergleichbaren Lohnsteigerungen für die

Arbeiter mit sich gebracht. Bisher hatte es Friedrich Schott verstanden, die Arbeiterschaft ruhig zu halten. Seit mehr als 30 Jahren hatte es in der Arbeiterschaft, mit Ausnahme eines nur wenige Stunden dauernden Streikversuchs der Ringofenarbeiter, keine Arbeitskämpfe gegeben. In patriarchischer Weise hatte er bislang für seine Arbeiter gesorgt und als Gegenleistung Gehorsam verlangt. Zunehmende Spannungen zwischen Arbeiterschaft und Fabrikleitung machten ein neues Modell der betrieblichen »Mitbestimmung« nötig. Die bisherige Vertretung der Arbeiter durch den Krankenkassenvorstand wurde allgemein als unzulänglich empfunden.



Thomas Schmich



Friedrich Schott am Schreibtisch, 1900.

Friedrich Schott war ein scharfer Kritiker der freien Gewerkschaften. Lediglich eine aus werkseigenen Arbeitern bestehende Arbeitervertretung, die sich nicht mit allgemeinen arbeitspolitischen Themen befasste, konnte seinen Gefallen finden. Sein oberstes Ziel war *»Fremde, Unfrieden sählende Einflüsse fern zu halten.«*⁹²

Am 27. November 1905 wurde auf Veranlassung von Friedrich Schott ein Aushang in den Leimener Fabrikräumen zur *»Bildung eines Arbeiterausschusses«* angebracht. Mindestens einmal monatlich sollten die Arbeiter *»die Gelegenheit haben, etwa vorhandene Missverständnisse, Wünsche und Beschwerden vor-*

*zubringen.«*⁹³ Die *»Satzung«* des Ausschusses hatte die Werksleitung festgelegt. 1917 trat an ihre Stelle eine neue gesetzliche Bestimmung.⁹⁴ Durch direkte und geheime Wahl sollte für je 50 Arbeiter in den jeweiligen Betriebszweigen⁹⁵ ein Vertreter für ein Jahr in den Arbeiterausschuss entsandt werden.⁹⁶ Wählbar waren nur *»großjährige«* und deutsche Staatsbürger. Die Amtszeit sollte ein Jahr betragen. In der Sitzung vom 20. März 1914 wurde sie aber auf zwei Jahre verlängert.⁹⁷

Die Tagschicht wählte zum ersten Mal am 30. November 1905, die Nachtschicht am 1. Dezember 1905. Gewählt wurde im *»Büreau«* der Krankenkasse. Jeder Ar-

beiter erhielt einen weißen Zettel, auf dem er die Namen der zu wählenden Ausschussmitglieder seiner Abteilung schrieb. Nachdem er seinen Zettel in einem *»Couvert«* in die Wahlurne geworfen hatte, konnte er seinen Lohn in Empfang nehmen. So war für eine hohe Wahlbeteiligung gesorgt.⁹⁸

Der Arbeiterausschuss trat am 2. Dezember 1905 zum ersten Mal zusammen. Die erhaltenen Protokolle des Arbeiterausschusses, der von 1905 bis 1919 bestand, geben einen guten Einblick in die Sorgen und Nöte der Arbeiterschaft und der Fabrikleitung. Im Protokoll der ersten Sitzung beschwor Friedrich Schott die Harmonie zwischen Arbeiterschaft und Fabrikleitung:

*»Wir haben seit mehr als 30 Jahren mit unserer Arbeiterschaft ... stets in bestem Einvernehmen gelebt und wir wünschen, daß das einmütige Zusammenwirken aller, mit Kopf und Hand in unserem Werke Arbeitenden, welchen wir unsern heutige Stellung in der Industrie verdanken, auch in Zukunft zu aller Vorteil ungestört fortwähren möge.«*⁹⁹

Mit jedem Arbeiter bzw. deren direkten Vertretern wollte er die anstehenden Fragen und Probleme erörtern. Der patriarchische Zug Schotts, der gewiss zu dieser Zeit nichts Außergewöhnliches war, wird am deutlichsten am Duktus der Gespräche. Interessant ist die Länge, bzw. Verteilung der Wortmeldungen. Während der jeweilige Arbeiter kurz sein Ansinnen vortrug, legte Schott seine Einschätzungen, Lösungsvorschläge und Wünsche bezüglich der Thematik umfassend dar.



Dr. Gerhard Friedel



Lohnbüro und Büro der Betriebskrankenkasse, 1900.



Zimmer des kaufmännischen Direktors, 1900.

Schotts Überblick über die gesamten Betriebsabläufe gestattete es ihm, im einen Fall zu relativieren, im anderen Fall einem Antrag stattzugeben. Da die Vertreter der Arbeiterschaft aus den unterschiedlichsten Betriebsabteilungen stammten, war das geschlossene Vortragen von Wünschen selten. Dennoch darf der Arbeiterausschuss nicht als Alibiveranstaltung abgewertet werden. Friedrich Schott setzte sich durchaus intensiv mit den Anträgen auseinander. Für ihn stand der Ausschuss im Zeichen des Gebens und Nehmens. Wenn es um die Verbesserung von Arbeitsbedingungen oder um Hilfe in Härtefällen ging, zeigte er sich stets großzügig. Für sein Entgegenkommen verlangte er Loyalität von den Vertretern im Arbeiterausschuss. So hätten sie *»nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, irgendwelche Aufstände, die ihre Betriebsabteilung [...] betreffen, jederzeit sofort zur Kenntnis der Fabrikleitung zu bringen.«*¹⁰⁰

Meist wurden die Missstände bis zur nächsten Sitzung behoben. Wünsche, wie der des Kohlenmüllers Habermehl, in der Badeanstalt doch immer für ausreichend warmes Wasser zu sorgen, waren schnell befriedigt. In diesem Zusammenhang findet sich auch der erste Hinweis auf eine Badeanstalt im Werk Leimen. Auf Habermehls Wunsch hin hatte Schott erklärt, *»dass er sich schon mit dem Vorsitzenden des Deutschen Vereins für Volksbäder in Berlin in Verbindung gesetzt hat, um sogar ein Freibad anzubauen.«*¹⁰¹



Suphi Aslan



Dreherei, 1900.



Rohmühle, 1900.

Als beispielsweise eine Erhöhung des Stundenlohnes um 30 Pfennig bei den Siloarbeitern zur Sprache kam, erklärte Schott, dass der Lohn durchaus der Schwere der Arbeit entspreche und *»daß diese Arbeit nicht so schwer wie die der Brenner sei, welche einen Lohn von 3.50 hätten.«*¹⁰² Desweiteren sei in dem Fall *»eine ganze Anzahl anderer Arbeiter bereit gewesen ... diesen Posten [in den Rohmühlsilos] für wesentlich billigeren Lohn zu übernehmen.«* In einem anderen Punkt lenkte Schott ein: *»Dagegen sei die Beschwerde der Silo-Arbeiter über starken Staub in den Kanälen als begründet empfunden und durch Aufstellung von Exhaustoren Abhilfe geschaffen.«*¹⁰³

Der Vertreter der Brenner, Johann Glatting, forderte ebenfalls einen höheren Lohn, da sie im Vergleich zu Ofenputzern einen anstrengenderen Dienst hätten. Dieser Dienst sei so schwer, dass sie nicht einmal *»Zeit fänden, ihr Frühstück und Mittagbrot zu verzehren.«*¹⁰⁴ Friedrich Schott versprach, die Sache zu untersuchen.

Ferner trug Glatting vor, dass die Brenner sonntags 24 Stunden arbeiten müssten. Friedrich Schott erklärte, *»dass diese Doppelschicht der Brenner auch in sozialdemokratischen Versammlungen bereits als ungesetzlich bezeichnet seien. Es sei dies aber ein Irrthum, da nach dem Gesetz bei unvermeidlicher Sonntagsarbeit die Arbeiter entweder jeden dritten Sonntag 36 Stunden, oder jeden zweiten Sonntag 24 Stunden frei haben müßten, wie dies jetzt der Fall sei. Er habe sich auch überlegt, ob aus dem übr-*



Dieter Wegmann



Packerei, 1900.

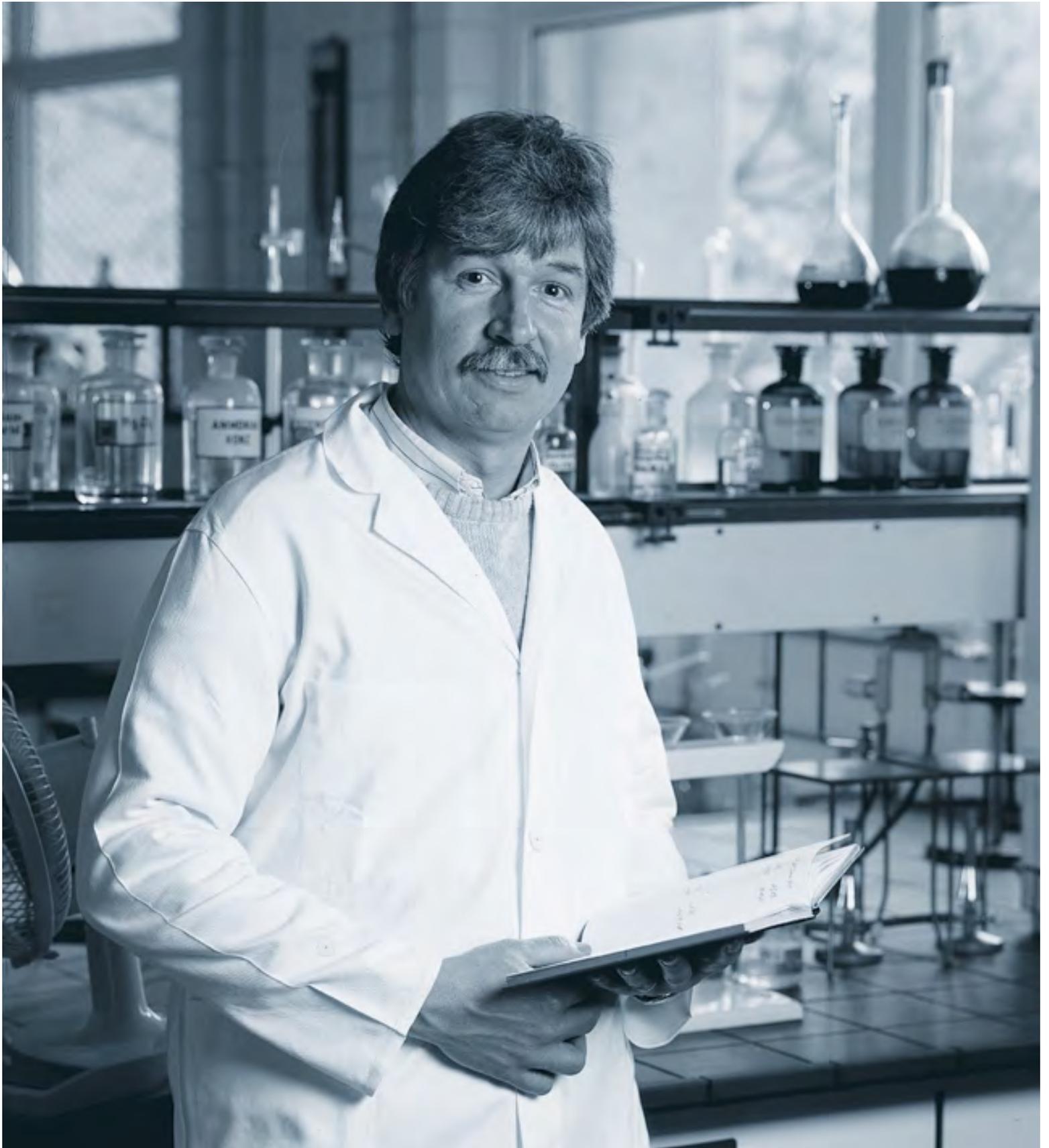
gen Betriebe noch 4 Brenner angelernt werden sollten, um am Sonntag die Nachtschicht zu machen; er mache aber darauf aufmerksam, daß dann die Brenner alle 14 Tage 1 Nachtschicht weniger verrichten würden, was jährlich 84 Mark ausmachen würde und ob es dann nicht besser sei, es beim Alten zu lassen.«¹⁰⁵

Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Sitzungen ein Forum für Probleme, Sorgen und Beschwerden der Arbeiter waren. Oftmals beschäftigten den Arbeitersausschuss Fragen des leiblichen Wohls. Einmal sollte dafür gesorgt werden, dass »in der Kantine stets von allen Sorten Wurst und Käse vorrätig ist«, ein anderes Mal hieß es, die »Wurst von Heidelberg gab zu Klagen Anlaß.«¹⁰⁶ Ein Thema – das Bier –, das offensichtlich einen überaus hohen Stellenwert einnahm, war des öfteren Verhandlungsgegenstand. So gab es zum Beispiel Klagen über die zu hohen Preise, dass es nicht rechtzeitig vor den Pausen gezapft würde und dass es nicht gut sei.

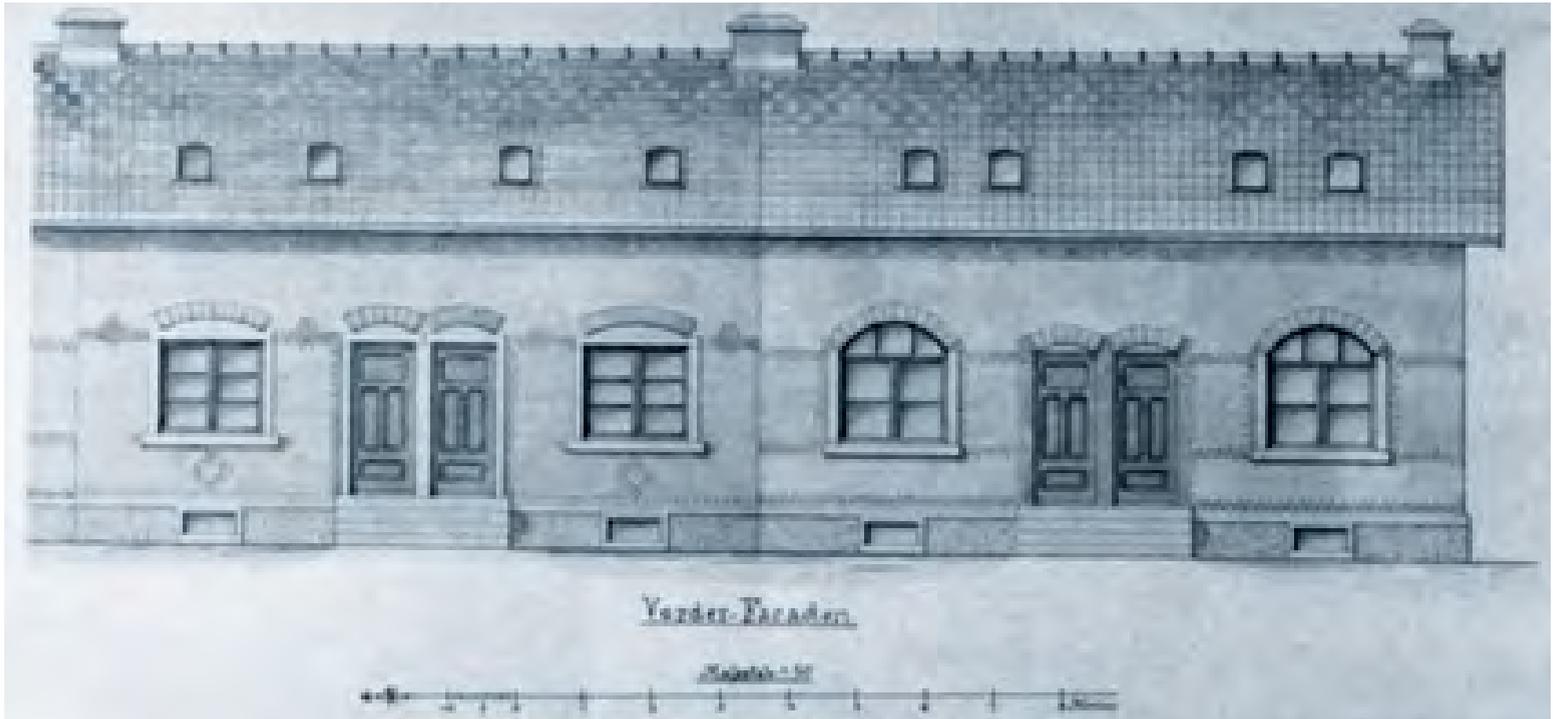
Ein weiteres Betätigungsfeld des Arbeitersausschusses war die Festlegung der Beträge aus dem Unterstützungsfonds für hilfsbedürftige Arbeiter oder deren Familien.¹⁰⁷



Verwaltungsgebäude an der Rohrbacher Straße, 1900.



Etienne Jost



Fassadenansicht der Werkwohnungen im Kieslochweg, 1900.

... in die Klasse der Besitzenden heben

Als Ergänzung zu den wenn auch eingeschränkten Mitspracherechten im Arbeiterausschuss hatte die Firmenleitung einen Katalog von Unterstützungsmaß-

nahmen ins Leben gerufen. Eine dieser Wohlfahrtseinrichtungen ist der schon erwähnte Arbeiter-Unterstützungsfonds, der im Jahr 1910 bereits über ein Stiftungskapital von 230'000 Mark verfügen konnte. Das Kapital kam überwiegend aus

Überschüssen verschiedener Werkseinrichtungen, wie zum Beispiel dem Kantinebetrieb, gelegentlichen Eintrittsgeldern oder Spenden.

Aus den Zinsen des Stiftungskapitals erhielten invalide Arbeiter monatlich 12 Mark, Witwen verstorbener Arbeiter je nach Kinderzahl und sonstigen Verhältnissen 2 bis 6 Mark. Bei besonderen Verhältnissen wurden auch einmalige Unterstützungen bis zu 100 Mark bewilligt. Satzungen des Unterstützungsfonds bestanden nicht. Die Unterstützungen wurden vielmehr von Fall zu Fall festgesetzt.

Ergänzend zum Arbeiter-Unterstützungsfonds erfolgte die Gewährung von Dienstaltersprämien. Jeweils zu Ostern erhielten die Arbeiter je nach Dienstzeit zwischen 10 und 90 Mark. Vom 10. Jahr ab erhielt jeder Arbeiter die auf eine Aktie entfallende Dividende, mindestens



Arbeiterhäuser im Kieslochweg, 1900.



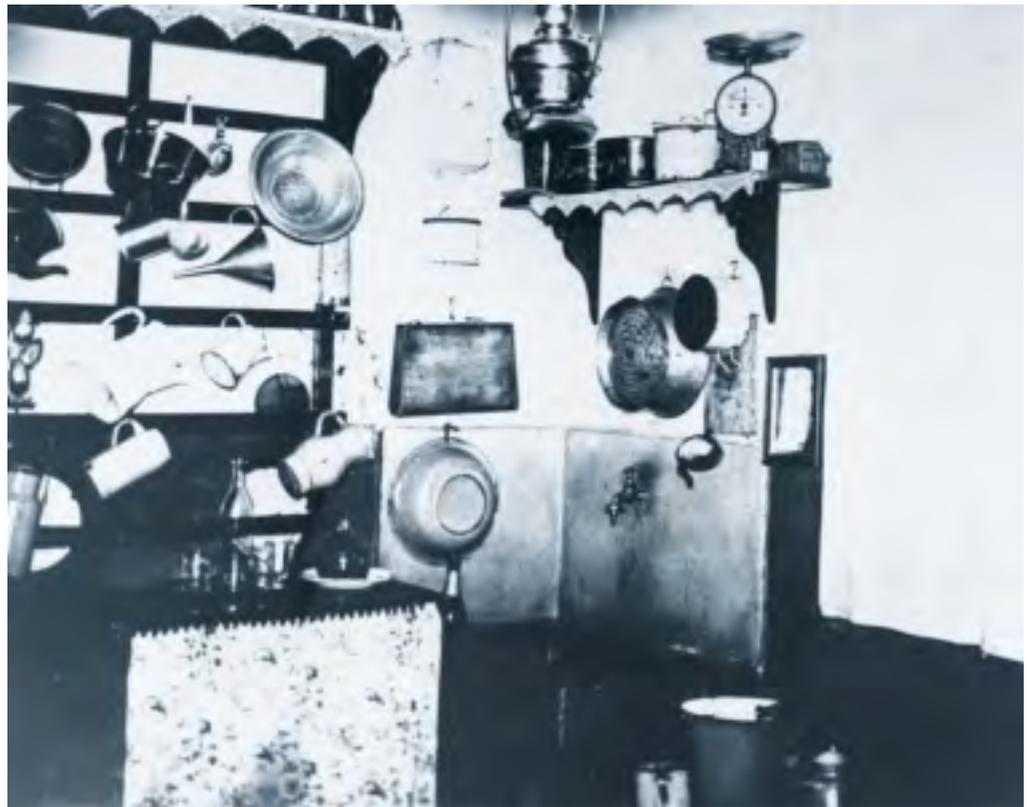
Winfried Weidner

jedoch 100 Mark. Über den tieferen Sinn der Dienstaltersprämien erfahren wir etwas in einer Jubiläumsschrift von 1910. Danach sollte das Geld von den Arbeitern zum Erwerb von Grundstücken und Häusern genutzt werden. Diese »heben sie in die Klasse der Besitzenden, tragen dadurch zur Sicherung sorgenlosen Alters bei und machen die Arbeiter sozialdemokratischer Verhetzung und Verbitterung unzugänglich.«¹⁰⁹

Die kaufmännischen und technischen Beamten erhielten eine Prämie zu Weihnachten. Eine weitere Möglichkeit der Vermögensbildung war durch eine Fabriksparkasse, die die Einlagen mit 5 % verzinst, gegeben. Der Mindestbetrag einer Einlage war 50 Pfennig und die Höhe des Gesamtguthabens durfte den Betrag von 10'000 Mark nicht überschreiten.¹¹⁰

Das Unternehmen verfügte über eine Betriebskrankenkasse¹¹¹ und war außerdem Mitglied des Vereins »Genesungsfürsorge«, einem Genesungsheim, das aus Mitteln der Großherzog Friedrich-Jubiläumsspende errichtet wurde. Diese Stiftung bot in der Genesung befindlichen Kranken die Möglichkeit geeigneter Unterkunft und Verpflegung.

Man kann sagen, dass es Schott vor allem darum ging, die Arbeiter durch ein Anreizsystem bei der Vermögensbildung zu unterstützen. Eine umfassende Versorgung durch das Werk schuf aber auch Abhängigkeiten, die geeignet waren, die Loyalität gegenüber dem Arbeitgeber zu verbessern. Zahlreiche Vergünstigungen wie Heizmaterial (Brandkohle,



Küche, 1900.

Abfallholz der Kuferei) zum Selbstkostenpreis, unentgeltliche Zurverfügungstellung von landwirtschaftlichen Flächen sowie billige Darlehen zum Ankauf von Häusern und Grundstücken dienten demselben Zweck.¹¹²

... für brave und verdiente Arbeiter

Mit der Verlegung des Zementwerks von Heidelberg an den Ortsrand von Leimen im Jahr 1895 war kurzfristig ein großer Bedarf an Wohnungen für viele Arbeiter entstanden. Bei der Errichtung des Verwaltungsgebäudes hatte man daher die obersten beiden Stockwerke als Wohnungen ausgebaut. Bis zu 20 Familien und Einzelpersonen bewohnten bis weit in die 30er Jahre hinein Räume im Verwaltungsgebäude des Zementwerks.

Zu seinem 25-jährigen Dienstjubiläum im Jahr 1900 stiftete Friedrich Schott 12 Häuser für »brave und verdiente Arbeiter« aus seinem Privatvermögen. Schon Anfang 1900 wurde mit dem Bau der eineinhalbstöckigen Reihenhäuser im Kieslochweg begonnen. Alle Häuser wurden in Eigenarbeit und vollständig aus selbst gefertigten Betonsteinen und Betonziegeln erbaut.

Jedes der in sich abgeschlossenen Häuschen war vollständig unterkellert, besaß im Untergeschoss ein Wohnzimmer und eine Küche, im Dachgeschoss zwei Schlafzimmer, einen Abort mit Wasserspülung sowie eine kleine Veranda nach dem Garten mit darunter liegendem Stall und Abortgrube.



Christian Knell



Schlafzimmer der Werkswohnungen im Kieslochweg, 1900.



Schlafzimmer der Werkswohnungen im Kieslochweg, 1900.



Wohnzimmer, 1900.

Jedes Häuschen hatte vorne zur Straße hin einen kleinen Vorgarten und hinten einen mit Drahtgeflecht eingefriedeten Hausgarten mit einigen Obstbäumen. Das zur gemeinsamen Nutzung vorgesehene Hintergebäude enthielt eine Waschküche mit Brunnen für Trinkwasser, einen Backofen und ein Badezimmer. Im Oberge-

schoß befand sich ein Trockenspeicher, wo die Wäsche bei Regenwetter aufgehängt werden konnte.

Sämtliche Häuser waren mit Kanalisation und Druckwasserleitung versehen. Für den Brandfall waren an der Straße zwei Hydranten vorhanden. Als Bleichplatz diente ferner ein Rasenplatz und als Spielplatz für Kinder ein größerer Platz, der mit schattengebenden Bäumen bepflanzt war.¹³

Die zwar kleinen, aber sanitär gut ausgestatteten Wohneinheiten hatten äußerst niedrige Mietpreise. Die Mieteinnahmen wurden zinsbringend angelegt und den Arbeitern bei Erreichen des Rentenalters oder im Todesfall an deren Familien ausbezahlt.



Birgit Westermann



Gemeinsames Badehaus der Arbeiterhäuser im Kieslochweg, 1900.

Die Konstruktion dieser Stiftung war typisch für Friedrich Schott. Der Verwaltungsplan sah Folgendes vor:

»Jeder Arbeiter hat für die Benutzung des Hauses mit Zubehör und Garten jährlich 150 Mark Miethe zu zahlen, welche in monatlichen Raten von 12 ½ Mark erhoben, in ein Sparkassenbuch eingetragen, und von der Fabrik mit 4% verzinst werden.

Nach Abzug der Ausgaben für Steuern und Umlagen, Brandversicherung, Unterhaltungs- und sonstige Kosten, wird am Ende jedes Jahres je ein Zwölftel der verbleibenden Summe für jeden Hausbewohner auf ein auf seinen Namen lautendes Sparkassenbuch übertragen, welches in Verwahrung des Cementwerks bleibt.

Die Zinsen werden zum Kapitale geschlagen, welches nicht angegriffen werden darf. Mit Vollendung des 65. Lebensjahres hört die Zahlung auf, und es tritt der betreffende Arbeiter in den Genuss der Zinsen des gesamten Kapitales.

Nur im Falle der Lösung des Arbeitsverhältnisses zum Cementwerk aus einem anderen Grunde als Invalidität, Arbeitsunfähigkeit, Krankheit oder hohen Alters, muss die Wohnung geräumt werden, und wird dann das Kapital ausbezahlt.

Im Todesfalle erhalten die Witwe oder sonstige Hinterbliebene, das angesammelte Kapital ausbezahlt, müssen aber, wenn nicht besondere Umstände vorliegen, nach 3 Monaten die Wohnung räumen.«¹¹⁴

Die Verwaltung erfolgte durch den ersten Beamten der Betriebskrankenkasse. Der Arbeiterausschuss bestimmte über die Vergabe frei gewordener Wohnungen.

Im Jahr 1903 beschlossen Aufsichtsrat und Vorstand die Gründung einer Baugesellschaft mit 150'000 Mark Kapital zwecks Erbauung weiterer Arbeiterhäuser. In sechs größeren zweistöckigen Reihenhäusern entstanden 1908 in der Zementwerkstraße 30 Einzelwohnungen. Jede Wohnung hatte ein Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer und eine Küche. Die jährliche Miete für diese Wohnungen lag zwischen 170 und 180 Mark.¹¹⁶ Es folgten weitere Siedlungshäuser in den 1930er und 1950er Jahren. Die geringe Wohnfläche und die gestiegenen Ansprüche



In der Waschküche im gemeinsamen Waschhaus, 1900.

an Wohnraum führten dazu, dass die Häuser im Kieslochweg, im Volksmund mittlerweile als »Krappennest« bezeichnet, 1950 abgerissen wurden. In jüngster Zeit wurden Werkwohnungen in der Leibnizstraße errichtet, die in allen Einrichtungen heutigen Baustandards entsprechen.



Wilfried Fendler

Bauart

»Die Häuschen wurden fast ganz aus Cement gebaut.

Zur Herstellung der Umfassungswände des Kellergeschosses diente Cementbeton. Es wurde hierzu ein Teil Cement mit zehn Teilen Sand und Kies und dem nötigen Wasser bis zur Konsistenz feuchter Gartenerde gemischt, diese Masse nach Entfernung des Aushubes, zwischen Boden und einer vorgestellten Bretterwand eingestampft, letztere nach 24 Stunden zur Benützung an anderer Stelle entfernt und die Betonmasse ihrer Erhärtung überlassen.

Die Decke des Kellergeschosses wurde aus Cementbeton zwischen eisernen Trägern hergestellt, vorstehende Holzleisten mit einbetoniert und auf diesen der Fußboden aus Pitschpineholz befestigt.

Die Seitenwände und Vorderfront wurden aus hohlen, treppenförmig abgesetzten Quadern gebaut, welche vorher aus Cementbeton in Formen gefertigt, nach Aussen, infolge Anwendung gefärbten Cements, das Ansehen von Verblendmauerwerk zeigen.

Die Hinterwand besteht aus Fachwerk, hergestellt mittels plattenförmiger Stücke aus Cementbeton. Für alle Fenstereinfassungen, Thürstücke, Gesimse etc. wurde Kunststein aus Cement verwendet, hergestellt durch Einstampfung von Beton in entsprechende Formen.

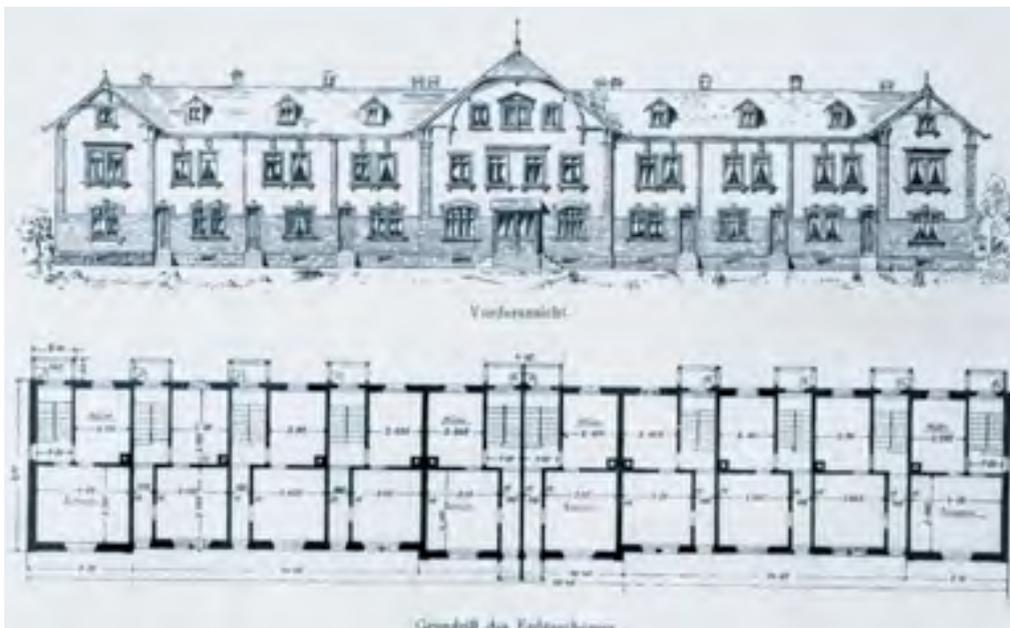
Das Dach besteht aus Ziegeln, hergestellt aus einer Mischung von 1 Teil Cement und 3 Teilen Sand mittels Einstreichen in eiserne Formen.«¹¹⁵



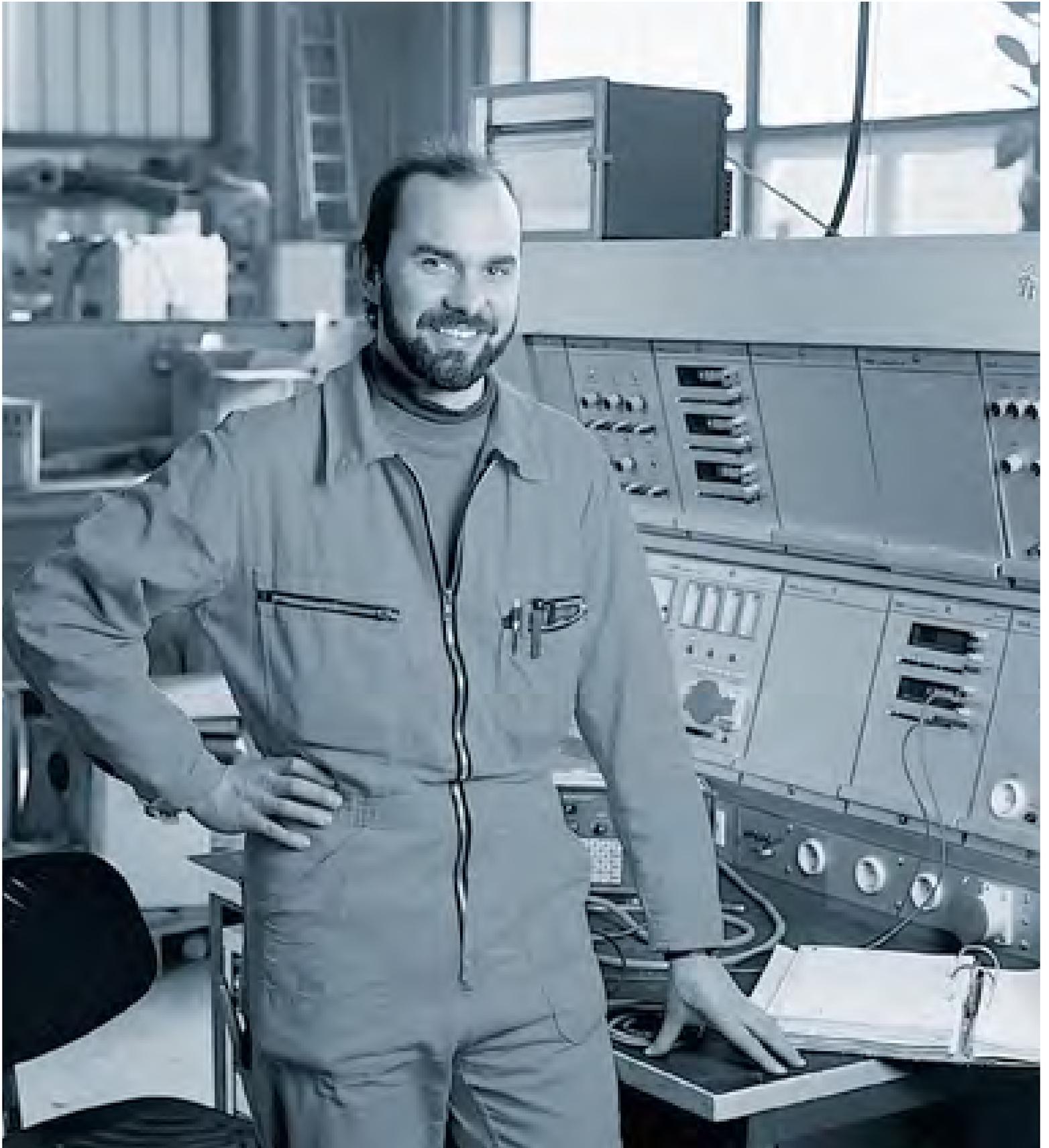
Gemeinsams Waschhaus, 1900.



Neue Werkwohnungen in der Zementwerkstraße, 1910.



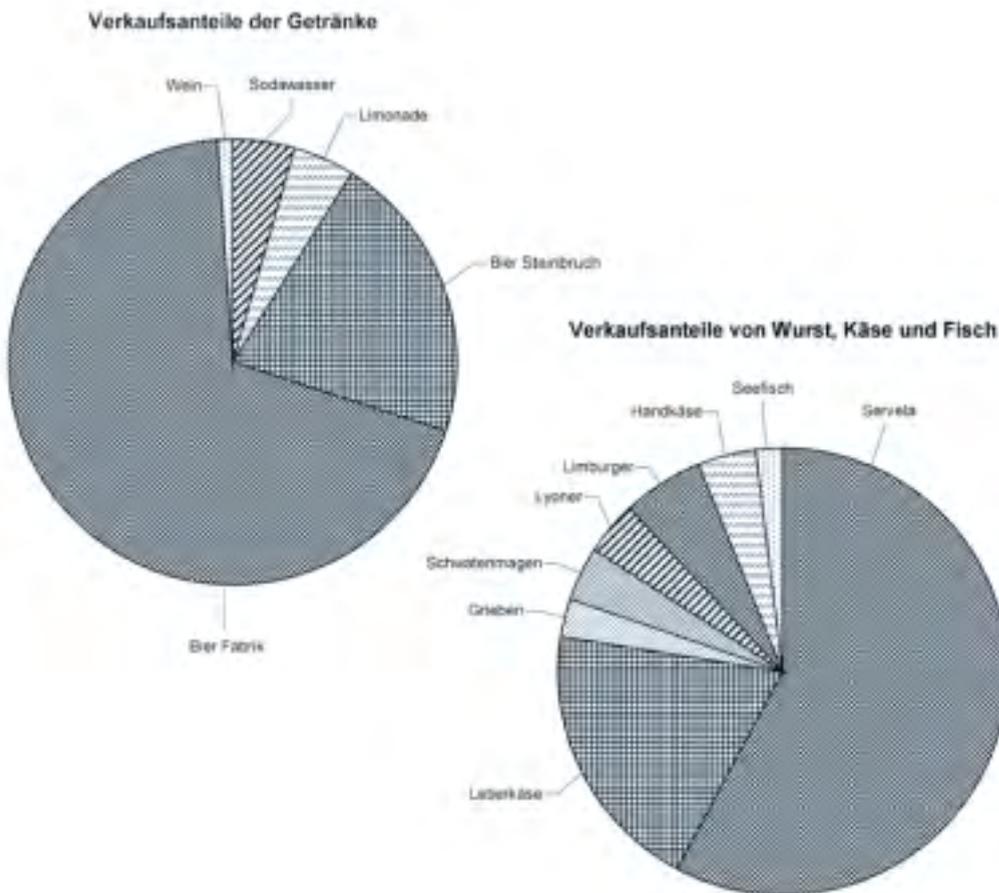
Grundriss der Werkwohnungen in der Zementwerkstraße.



Dirk Kolbe



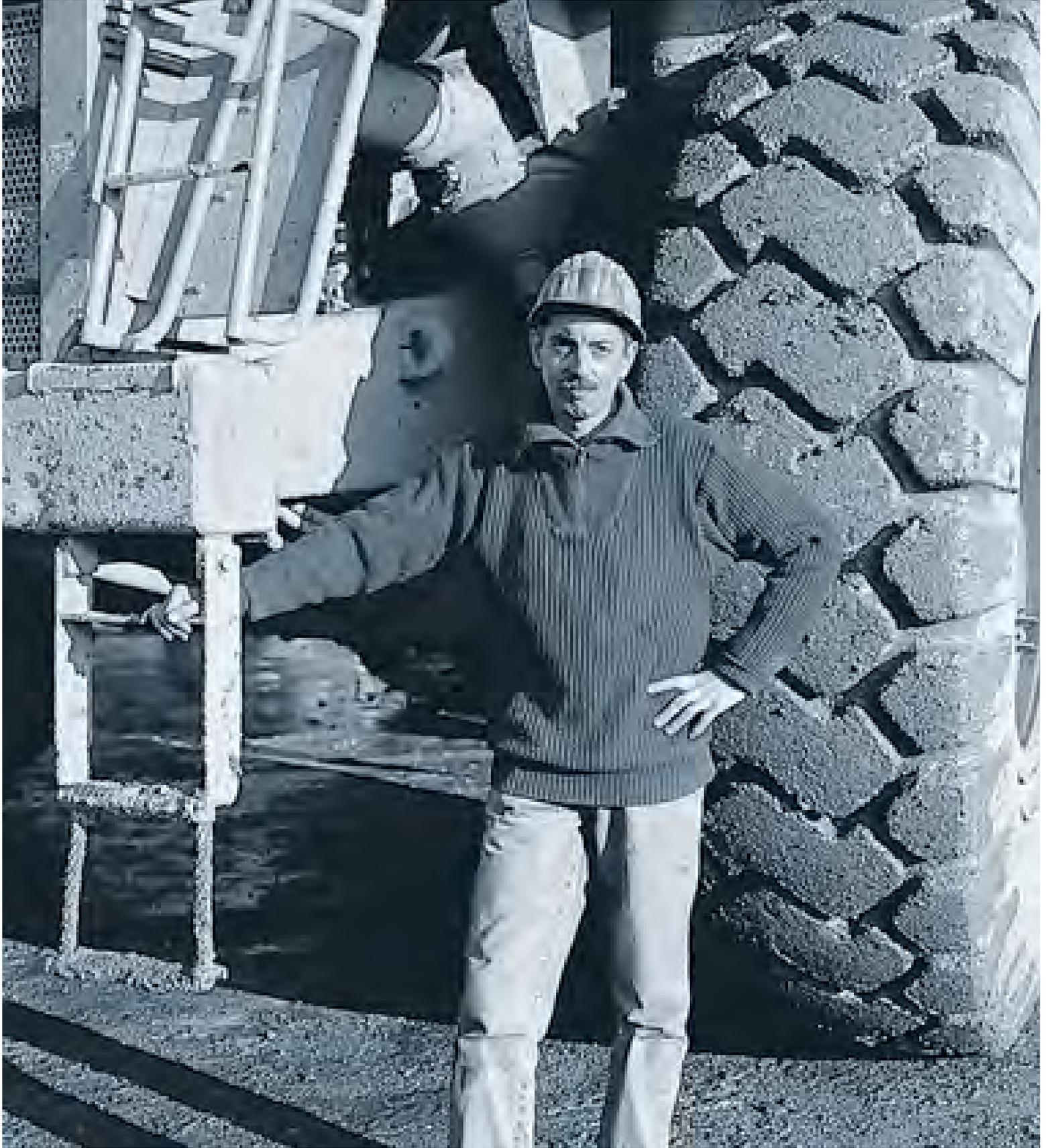
Werksansicht, 1909.



Bier und Kautabak

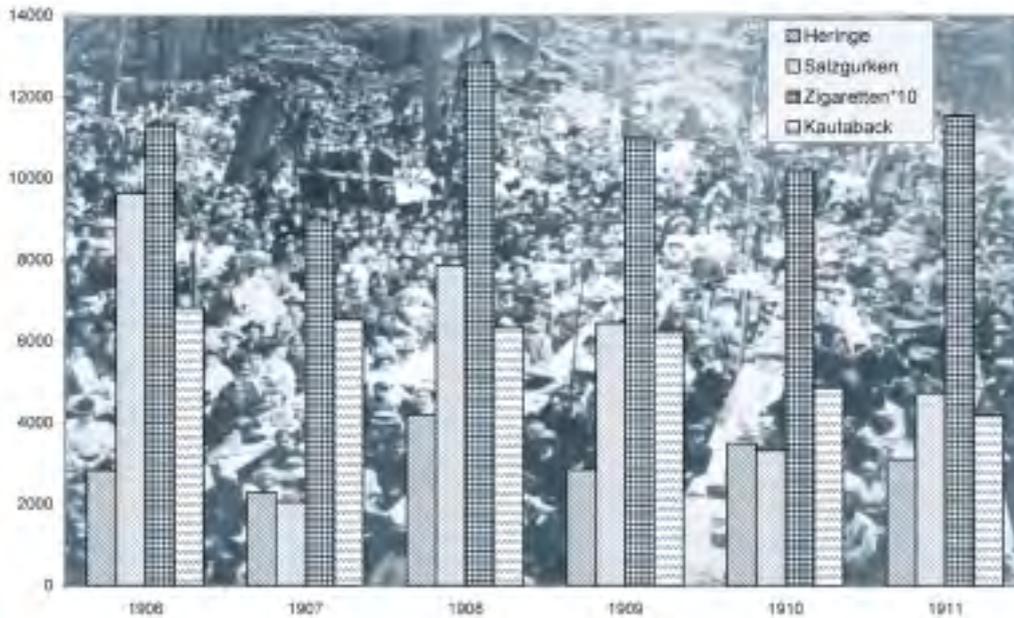
Schon zum Errichtungszeitpunkt des neuen Werks hatten die Arbeiter die Möglichkeit, sich in der Werkskantine zu verpflegen. Anfangs bestand ein Provisorium in der sogenannten »Alten Festhalle«, einer Lagerhalle auf der Westseite des Werks, die noch heute erhalten ist. Im Sommer wurden Kaffee und selbstbereitetes Sodawasser in den Fabrikräumen unentgeltlich angeboten. 1907 wurde eine neue Kantine im Bereich der heutigen Kunststoffanlage, an der Südseite des Werks, eingerichtet.¹¹⁷

Um den Arbeitern und Anwohnern des Zementwerks weite Einkaufswege zu ersparen, führte die neue Kantine verschiedene Frischwaren. Bis dahin hatten die Arbeiter oft Klage über die zu hohen



Gerhard Frank

Stückverkauf von Genussmitteln und Eingemachtem in der Werkskantine



Die alte Werkskantine war von 1907 bis 1983 in Betrieb und befand sich auf dem Platz der heutigen Kunststoffanlage. Foto ca. 1936.

Fleischpreise in Leimen geführt. Im Jahr 1903 sollte sogar ein eigenes »Consortium« das Fleisch künftig zu 65 Pfennig das Pfund aus Heidelberg holen.¹¹⁸

Dementsprechend war die neue Kantine mit Wurstwaren gut ausgestattet. Die Grafik zeigt die bevorzugten Sorten, nämlich Leber- und Cervelat-Wurst. Weitere Nahrungsmittel wie Heringe und Salzgurken gehörten ebenso zum Verkaufsprogramm wie Genussmittel in Form von Zigaretten und Kautabak. Die gute konjunkturelle Entwicklung zwischen 1902 und 1911 hat offensichtlich auch das Konsumverhalten der Arbeiter beeinflusst. So stellte die Fabrikleitung im Jahresbericht 1911 fest: »Der Cigarettenverbrauch erfuhr eine Verschiebung zu den teureren Sorten.«

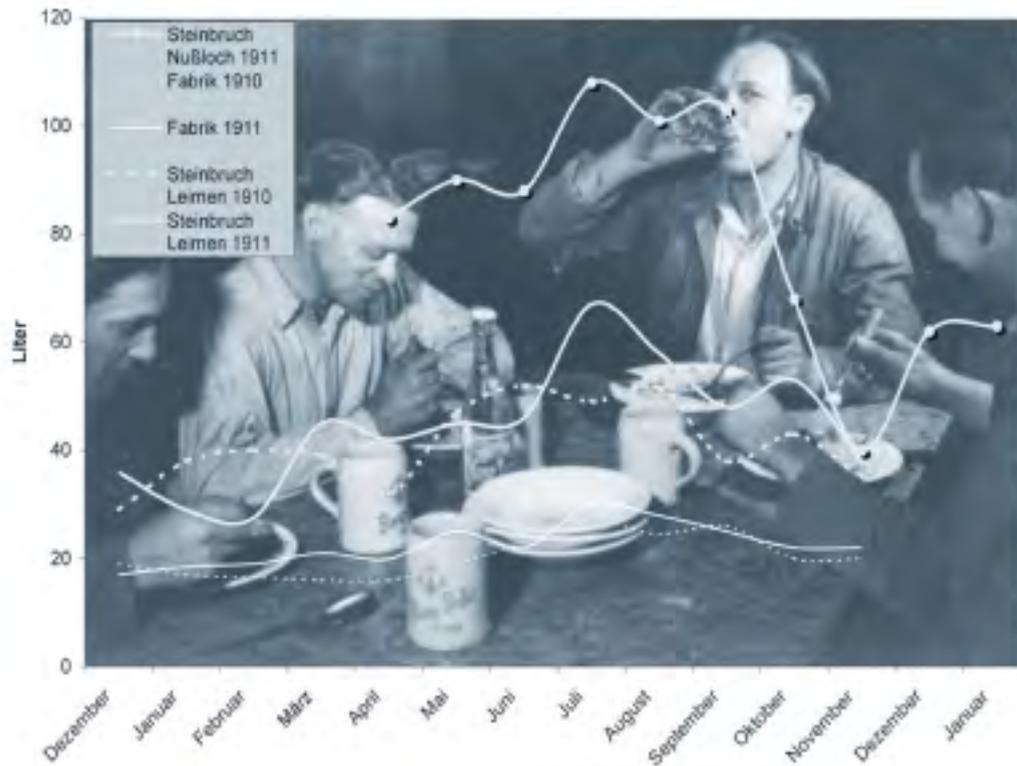
Offensichtlich erschien dem abstinenten Werksleiter Friedrich Schott der Bierkonsum bedeutend zu hoch. Ebenso hat wohl der Kautabakkonsum mit seinen unästhetischen Begleiterscheinungen Anstoß erregt. Denn er stellte im genannten Jahresbericht fest, »dass erfreulicher Weise die antialkohol. Getränke Limonade und Sodawasser im Verbrauch gestiegen sind, während, was ebenso erfreulich, der Kautabackkonsum dauernd zurückgeht.«¹¹⁹

Trotz des steigenden Verbrauchs von nichtalkoholischen Getränken war der Bierkonsum sehr hoch. Schon im Interesse der Unfallverhütung war der Fabrikleitung daran gelegen, den Verbrauch zu reduzieren. Angesichts der hohen Bedeutung des Biers für die Arbeiterschaft musste mit dem Thema sensibel umgegangen



Kazanfer Damar

Bierverbrauch pro Kopf und Monat



werden. Es scheint fast, als diene die Errichtung der Kantine unter anderem dem Zweck, dem Bierkonsum durch das Angebot von Speisen Einhalt zu gebieten. So hieß es: »Die Speisehalle trägt mit dazu bei, dass der Bierconsum in der Fabrik kein allzu grosser ist.«¹²⁰

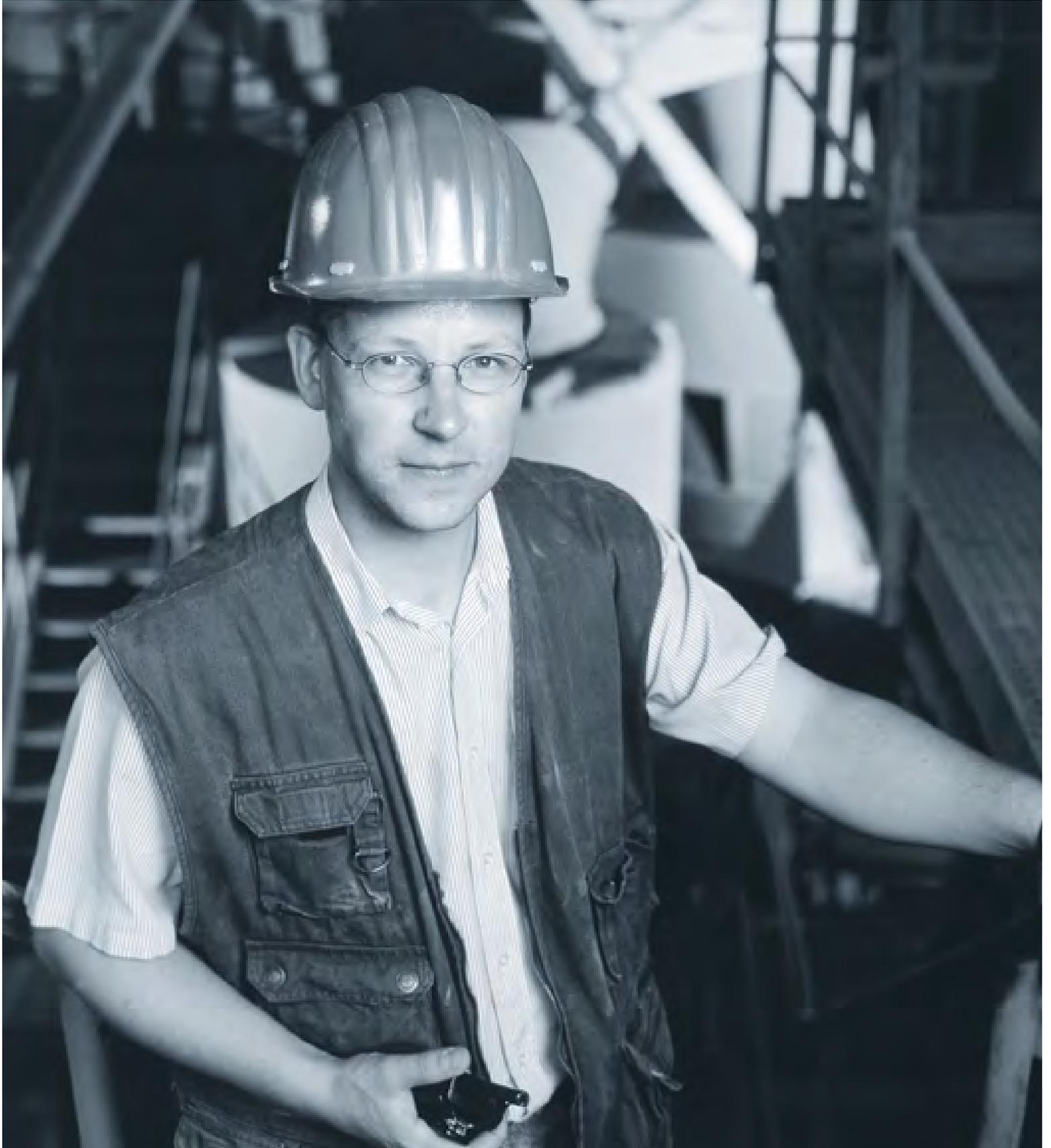
Tatsächlich lag der Verbrauch der Fabrikarbeiter wesentlich unter dem der Steinbrucharbeiter. Im Vergleich werden auch die Unterschiede zwischen den Steinbrüchen deutlich. Der wesentlich höhere Verbrauch pro Kopf im Steinbruch Nußloch ergibt sich mit einiger Sicherheit aus der oben erwähnten körperlich anstrengenderen Handverladung.

Der Beginn der Bierkurve markiert zugleich den Beginn der Wiederaufnahme der Abbautätigkeit in Nußloch nach mehrjähriger Pause. Friedrich Schott kommentierte die Kurve folgendermaßen:

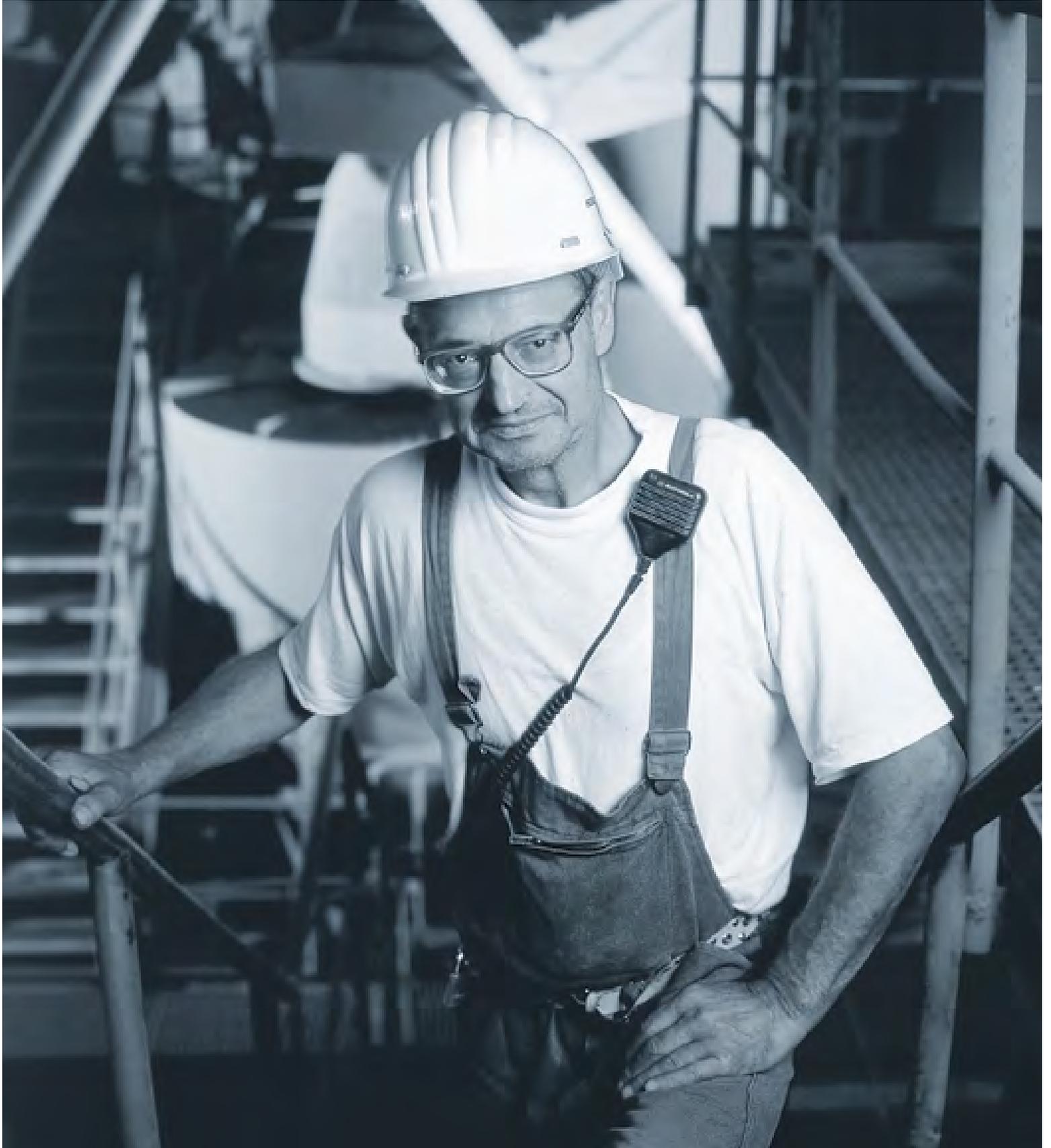
»Der Abfall im Bierverbrauch im Monat November im Steinbruch Nussloch ist darauf zurückzuführen, dass die dortigen Steinbrecher Apfelwein tranken, um zu beweisen, dass das Bier nicht gut wäre, und durch eine ihnen noch besser schmeckende Sorte ersetzt werden müsse. Im Dezember 11 und Januar 12 stieg der Bierverbrauch im Steinbruch Nussloch wieder auf 62 resp. 63 l pro Kopf, was einen täglichen Consum von 2 1/2 l pro Kopf entspricht, für den Winter immer noch recht viel.«¹²¹



Berausschank in der alten Kantine.



Sebastian Maibaum



Erich de Giuli



Vereinsfahne von 1908. Rückseite: »In Einigkeit stark, in Arbeit treu. Im deutschen Liede, im Liede frei.«

Wie nicht anders zu erwarten, lehnten sowohl die Stadt Leimen als auch der badische Großherzog das Ansinnen, eine unabhängige »Zementwerks-Gemeinde« zu bilden, ab. Die Mitglieder des Vereins ließen sich davon aber nicht entmutigen, sondern beschlossen, durch die Bildung einer Gesangsabteilung, dem Verein ein neues Betätigungsfeld zu geben. Schon bei den ersten Sitzungen war eine Gesangsabteilung angeregt worden. Am 28. Juni 1903 wurde gegen die Stimme des Vereinsbürgermeisters, der die Kosten für den Dirigenten scheute, der »Sängerbund Zementwerk Leimen« ins Leben gerufen. Ein Gesangsverein brauchte eine Fahne, die aber kostspielig war. In der 1901 übernommenen und 1902 stillgelegten Mannheimer Portland-Cementfabrik hatte ebenfalls ein Sängerbund bestanden. Angeblich war dieser Verein bereit, seine Fahne abzugeben, doch ist es dazu nicht gekommen. Am 24. Mai 1908 konnte die ersehnte Fahnenweihe stattfinden.

Innerhalb von nur drei Monaten wuchs die Vereinsgemeinde auf 150 Mitglieder an. Angeregt durch die Vereinsaktivitäten der Zementwerker errichtete auch das Unternehmen Sozial- und Kultureinrichtungen wie das Schwimmbad und die Festhalle. Noch heute zählt der Sängerbund 170 aktive und passive Mitglieder.¹²⁵



Besuch beim Liederkranz 1826 Schelklingen anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Sängerbundes Zementwerk Leimen, 1928.



Renate Rohde



Fassade des Hallenschwimmbades, 1907.

Kiesloch- und Jugendstilbad

Das Zementwerk Leimen spielte nicht nur bei den technisch-ökonomischen Produktionsbedingungen eine Pionierrolle, sondern setzte auch neue Maßstäbe bei der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Beschäftigten. Friedrich Schotts große Leidenschaft war der sportliche Wettkampf. Vielfach hat er sich in Heidelberg und in Leimen durch großzügige Sach- und Geldspenden an lokale Vereine hervorgetan.¹²⁶

Im Jahr 1906 eröffnete er ein Freibad im Kiesloch und gründete im Folgejahr den »Schwimmverein Leimen«, der allerdings keinen Bestand hatte. Ein weiterer Gründungsversuch 1912 schlug ebenfalls fehl. Erst beim dritten Anlauf im Jahr 1919 konnte der »Schwimmclub Neptun Leimen« dauerhaft gegründet werden. Unter der Schirmherrschaft von Kommerzienrat Friedrich Schott fand 1921 im Kieslochbad das erste Nationale Jugendschwimmfest statt. Die Veranstaltung wurde als erste Deutsche Jugendmeisterschaft gewertet, an der Schwimmerinnen und Schwimmer aus allen Teilen Deutschlands teilnahmen. Friedrich Schott ließ

für diese Veranstaltung extra eine 50 m-Bahn aus Holzbohlen in das Kiesloch einbauen.¹²⁷

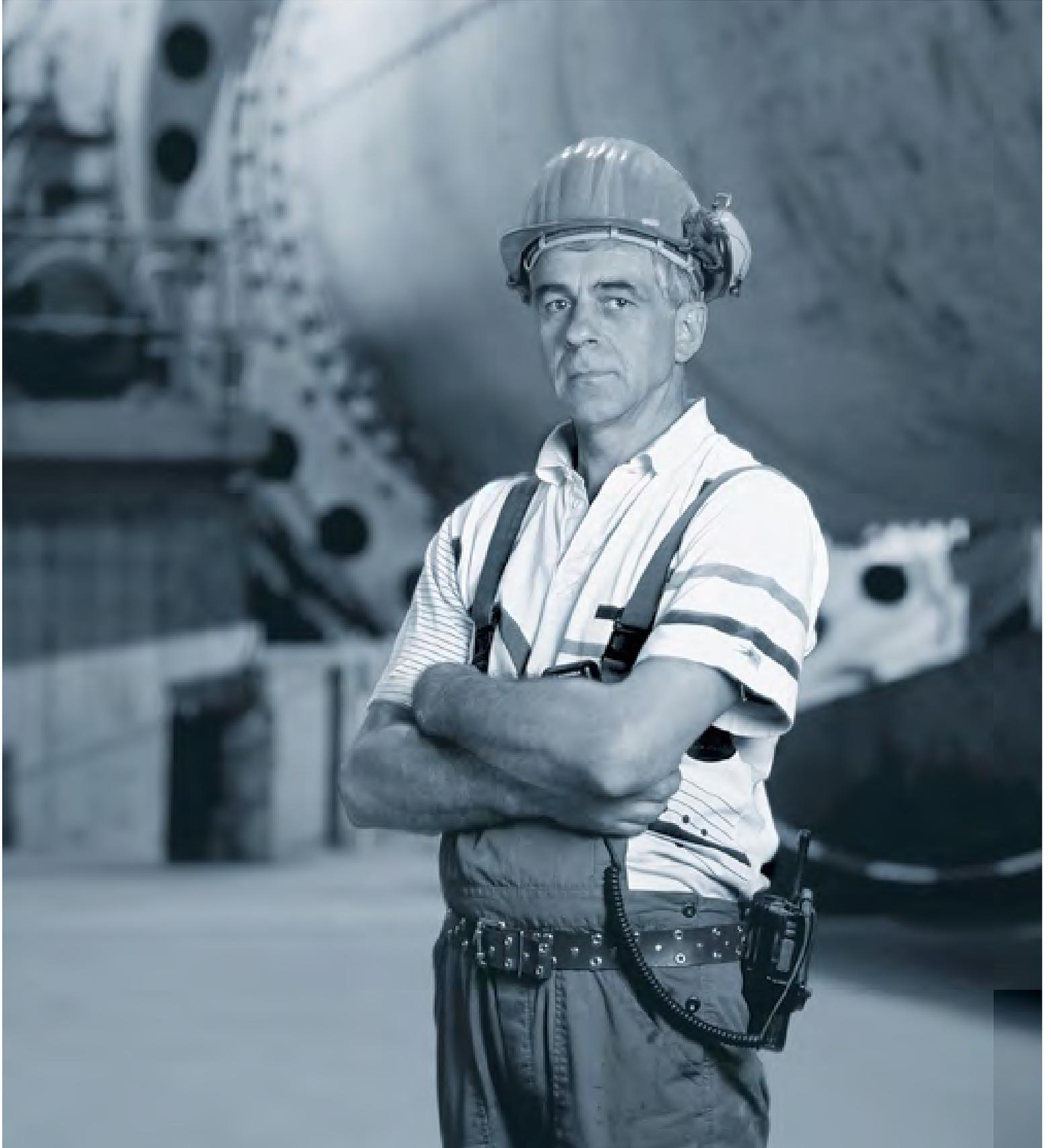
Im Jahr 1907 entstand auf der Südseite der Fabrikanlage, wo sich die Gartenanlagen der Beamten und Arbeiter des Werks befanden, ein Hallenschwimmbad. Das 8 x 16 m große Schwimmbecken wurde mit der Abwärme des Ofenbetriebes beheizt. Das im Jugendstil erbaute 600 qm große Gebäude wurde in Kunststeinen in Kalksteinnachahmung und rötlich-gelben Verblendziegeln ausgeführt. An der nordöstlichen Ecke erhielt es einen von einer Balustrade bekrönten Anbau mit Plattform. In diesem Anbau war der Bademeister untergebracht. Über den daneben liegenden Treppenhausturm er-

folgte der Zugang zum Bad. Eine zeitgenössische Beschreibung vermittelt uns einen Eindruck von den Einrichtungen und der Gestaltung des Innenraumes:¹²⁸

»Vor uns öffnet sich eine mächtige, lichtdurchflutete Halle, überwölbt mit einer von großen Oberlichtern durchbrochenen Decke. In 3,0 m Höhe über dem Fußboden zieht sich eine in gefälliger Eisenbetonkonstruktion ausgeführte Galerie an den Wänden entlang, die von leichten Eisenbetonsäulen getragen wird. Auf dem unteren Boden, sowie auf der Galerie sind insgesamt 51 Auskleidezellen angeordnet, beiderseits mit Türen versehen. An der unteren Wand des auf der Westseite geschaffenen Kuppelbaues befinden sich 12 Brausen mit



Nordseite der Jugendstil-Schwimmhalle, im Hintergrund die Duschen und ein Bildnis von Neptun. Lediglich die elektrischen Lampen sind aus den 1960er Jahren, ca. 1970.



Jan Zurawel



Südseite der Schwimmhalle, ca. 1970.

Fußbecken. Das Schwimmbecken von 8,0 m Breite und 16,0 m Länge besitzt an seinem abgegrenzten Teil für Nichtschwimmer eine Wassertiefe von 0,9 m und für Schwimmer 2,6 m Tiefe. Der Boden des Beckens ist mit grünglasierten Plättchen belegt, während die Seitenwände mit weißglasierten Plättchen bekleidet sind. In dem Dienstraum des Bademeisters befindet sich ein im Boden angeordneter Wasserbehälter für die Mischung von warmem und kaltem Wasser. Das auf eine mittlere Temperatur von rund 22°C. gebrachte Wasser fließt durch zwei weite Röhren in den Schwimmbehälter und durch Überläufe in dessen Seitenwänden ab. Somit findet eine stetige Erneuerung des Badewassers

statt. In einem an die Haupthalle angebauten Nebenraum sind mehrere Zellen für Wannenbäder vorgesehen, die mit Warm- und Kaltwasserbrausen ausgerüstet sind.¹²⁹

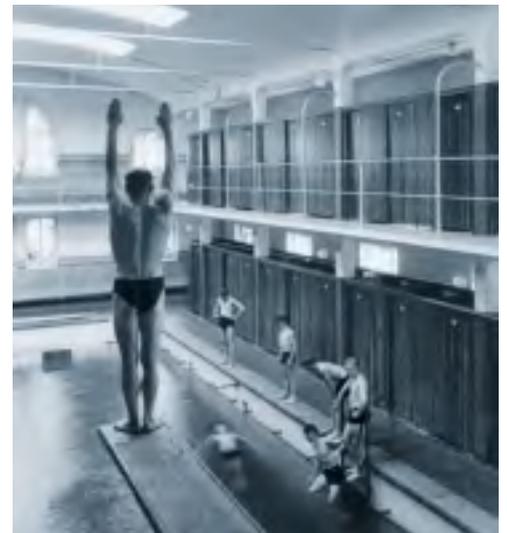
Die Benutzung der Badeanlagen war für die Beamten und Arbeiter des Werks sowie deren Angehörige unentgeltlich. Auch der Einwohnerschaft des Ortes Leimen war die Benutzung der Badeanlagen an bestimmten Tagen in der Woche gestattet. Sämtliche Schulkinder hatten freien Zutritt, während die Erwachsenen für die Benutzung eine Badekarte zu dem mäßigen Preise von 10 Pfennig zu lösen hatten. Diese Einnahmen flossen der Arbeiter-Unterstützungskasse zu.¹³⁰

Der Jahresbericht für 1910 weist für das verhältnismäßig kleine Bad eine beträchtliche Nutzungsfrequenz von 15'567 Personen aus. 1911 stieg die Besucherzahl sogar auf 21'769.¹³¹

Das Hallenschwimmbad wurde 1973, nachdem in Leimen ein neues Hallenbad eröffnet worden war, wegen mangelnder Nachfrage geschlossen. Das Gebäude wurde 1983 umgebaut und wird seither als Werkskantine genutzt.



Schwimmerinnen am Einmeterbrett, ca. 1960.



Dreimetersprungturm, ca. 1960.



Michael Bös



Festhalle, 1936.



Südeingang der Festhalle, 1936.

Frohe Feste

Als letzte und bedeutenste Wohlfahrts-einrichtung des Leimener Werks konnte 1909 eine große Arbeiterfesthalle ihrer Bestimmung übergeben werden. Die Baukosten konnten zum Teil durch die

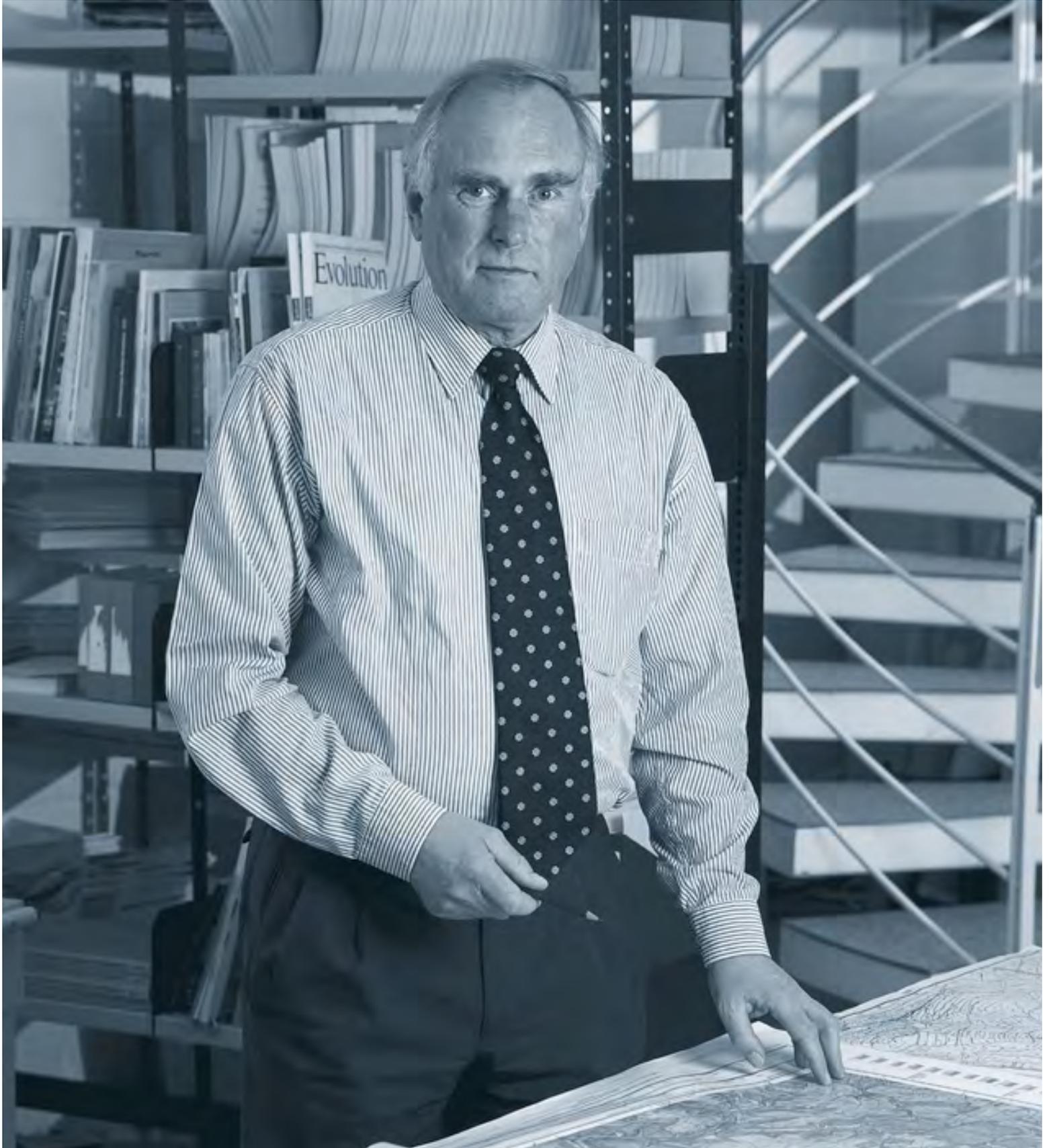


Postkarte des Reservelazarets im Ersten Weltkrieg.

Stiftung eines Vorstandsmitglieds in Höhe von 20'000 Mark bestritten werden. Die Festhalle sollte den Arbeitern und Ange-stellten des Zementwerks Leimen und deren Familien vor allem als Versamm-lungsort und zur Weiterbildung dienen.

Neben einem großen Versammlungs-saal waren eine Bücherei mit Lesezim-mer, ein Billardzimmer, eine Kleinkinder-schule mit einer ausgebildeten Erzieherin sowie eine modern eingerichtete Küche vorhanden. Letztere diente auch den Töch-tern der Beschäftigten als Lehrküche.¹³²

Der Versammlungssaal verfügte über eine gut eingerichtete Bühne mit Licht-bilderapparat und Kinematograph. Bis zu 2'000 Personen fanden Platz. Fast jeden Sonntag fanden Vorträge, Theaterauf-führungen und sonstige Unterhaltungs-veranstaltungen statt. Das traditionelle Arbeiterfest wurde jeweils im Herbst ab-gehalten und vom Arbeitergesangverein



Dr. Manfred Lütkehaus



Kochschule, ca. 1910.

musikalisch umrahmt. Das Leitmotiv, das auch als Schriftzug über dem Eingang angebracht war, lautete:

*Tages Arbeit – Abends Gäste
Saure Woche – Frohe Feste.*

An der Tür der Festhalle hatte Schott als Symbol der Einigkeit zwischen Arbeitern und Unternehmer zwei ineinandergeschlungene Hände, einen Abguss seiner Hand und der des damaligen Arbeiterführers, Emil Rüdiger, anbringen lassen.¹³³

Zusammen mit den verschiedenen Werksvereinen, dem Schützenverein und der Fabrikfeuerwehr¹³⁴ bildeten die werksseitigen Sozialeinrichtungen einen kleinen Kosmos. In diesem waren Arbeiter und Beamte sowohl in der Arbeitszeit als auch in der Freizeit eingebunden. Die isolierte Lage des Werks vor den Toren der Stadt Leimen förderte die Bildung einer eigenen Identität. Die halböffentlichen Werkseinrichtungen bewirkten andererseits eine zunehmende Integration des Zementwerks in das kommunale Leben.

Im Ersten Weltkrieg diente die Festhalle als Lazarett. Im Dritten Reich war sie während der Renovierung der alten Kantine Werksküche und Werkskantine. Nach umfangreichen baulichen Veränderun-



Kleinkinderschule, ca. 1960.

gen im Jahr 1968 wurde 1994 schließlich eine denkmalgerechte Sanierung und Modernisierung durchgeführt. Auch heute ist die Festhalle Austragungsort zahlreicher kultureller und gesellschaftlicher Veranstaltungen.

Die Herren Schott

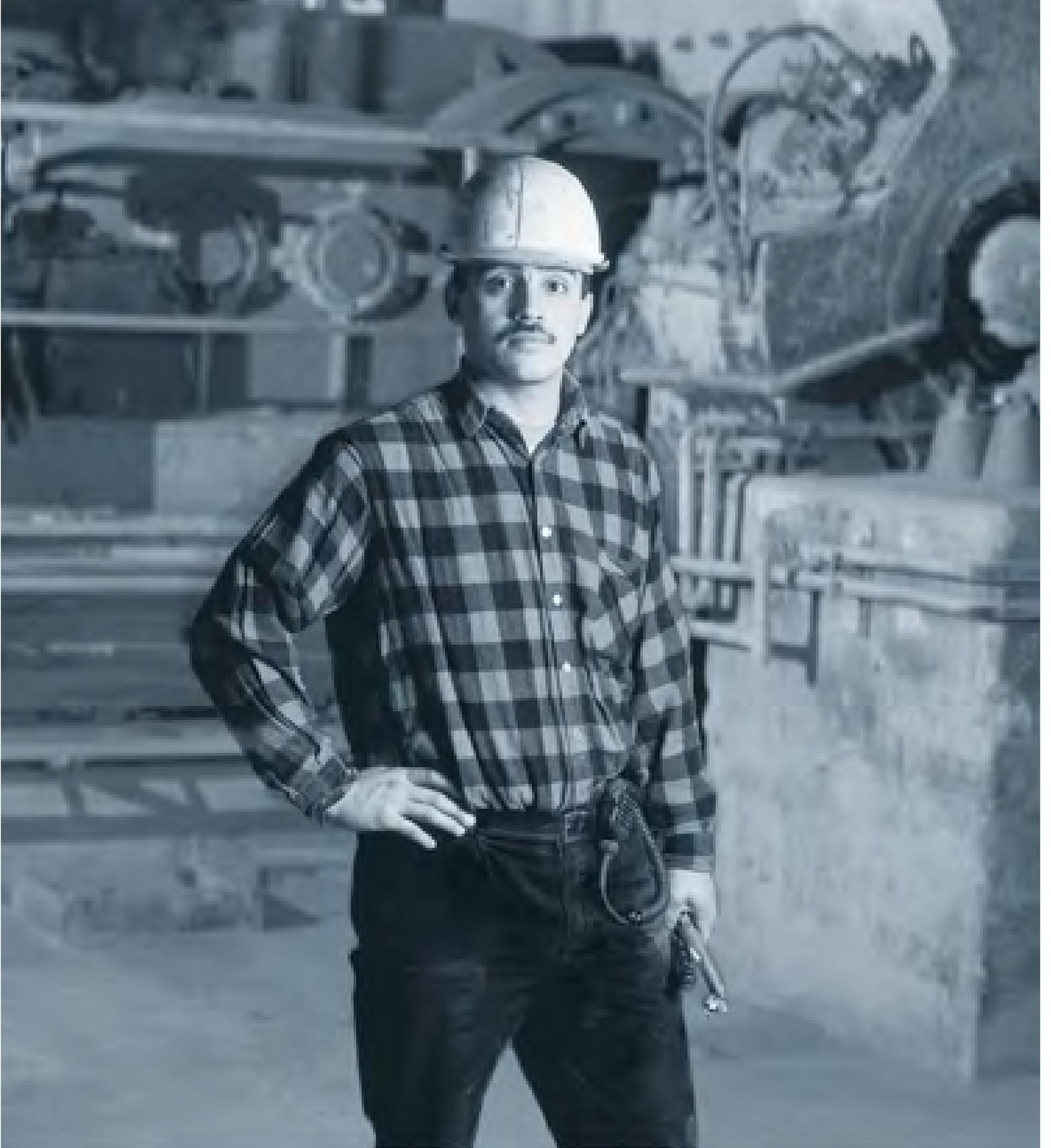
Friedrich Schott gelang es, eine Fülle von Betätigungsfeldern zu erobern. Als Nachfolger Hugo Delbrücks wurde er 1899 Vorsitzender des Vereins Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten, nachdem er seit 1887 Rechnungsprüfer dieser Vereinigung gewesen war. Zehn Jahre bekleidete er dieses Amt. In dieser Zeit wurden die Zementnormen und ein Vereinslaboratorium geschaffen. Weiter trat er am 4. Juli 1899 als Mitglied in die Handelskammer Heidelberg-Eberbach ein und wurde bereits ein Jahr später, am 18. Juli 1899, deren Präsident. In der Überzeugung, dass die süddeutsche Zementindustrie nur dann überleben könne, wenn eine Verständigung mit den bedeutendsten Firmen erzielt würde, suchte er nach Kompromissen. Es gelang ihm schließlich, im Jahr 1900 den Süddeutschen Portland-Cementwerk-Verband zu grün-

den. Angesichts der widerstrebenden, auf Preis- und Übernahmekämpfe eingestellten Einzelinteressen in der Zementbranche ist dieser Erfolg zugleich ein Zeugnis für Schotts diplomatische Fähigkeiten. Zwar war dieser Verband vorerst nur ein lockeres Gebilde, blieb aber die Grundlage zu dem im Jahr 1904 abgeschlossenen Syndikatsvertrag, der später zum Vorbild für die in Deutschland entstehenden Verkaufsverbände wurde.¹³⁵

1906 wurde Friedrich Schott Kommerzienrat und bei der Jubelfeier des deutschen Handelstags erhielt er den Titel Geheimer Kommerzienrat. Auch die Technische Hochschule in Braunschweig hatte ihren einstigen Studenten nicht vergessen. Sie verlieh ihm 1911 in Anerkennung seiner Verdienste um die Zementforschung die Würde des Dr. Ing. ehrenhalber. Von der Gesellschaft der Universität Heidelberg wurde er zum Mitglied des Verwaltungsrats gewählt. Aufgrund seiner Verdienste und überzeugt



Friedrich Schott, 1900.



Mehmet Aslan

miker im Werk Leimen. Ehrhart Schott hatte, wie sein Bruder Otto, die Kindheit in der Umgebung des Heidelberger Portland-Cement-Werks verbracht. Ehrhart Schott war am 31. Juli 1879 in Heidelberg geboren worden. Von 1886 bis 1899 hatte er Volksschule und Gymnasium in Heidelberg besucht. Anschließend studierte er Maschinenbau an der technischen Hochschule Braunschweig. Nach dem Diplomexamen folgte von 1902 bis 1907 das Studium der Chemie an der Universität Heidelberg. Im März 1911 wurde ihm Prokura erteilt und er erhielt die Bestellung zum stellvertretenden Werksleiter.¹³⁷

Bislang hatte er in dem heutigen Gebäude der Betriebskrankenkasse gewohnt. Im Jahr 1911 konnte er schließlich in die oberhalb der Festhalle gelegene neue Direktionsvilla umziehen. Als bedeutende



Erstes Automobil im Zementwerk, ca. 1905.

Aufruf Friedrich Schotts zur Wahl der Deutschnationalen, 1923.

von seinen Fähigkeiten berief ihn Großherzog Friedrich von Baden im Jahr 1913 als Vertreter für Handel und Industrie in die erste Kammer. Als Mitglied des Wasserwirtschaftsrats und des wirtschaftlichen Ausschusses des Deutschen Reichs setzte er sich im Neckar-Donau-Kanal-Komitee für die Neckarkanalisation ein.¹³⁶

Inzwischen hatten seine beiden Söhne in Leimen Funktionen übernommen. Es war an der Zeit, an die Nachfolge zu denken. Sein älterer Sohn Otto, der einige Jahre Betriebsleiter in Leimen war, übernahm die Werksleitung der Portland-Cementfabrik Offenbach. Sein zweiter Sohn Ehrhart war seit 1907 Betriebsche-

Arbeitgeber hatte sich die Familie Schott in Leimen ein hohes Ansehen erworben. Die sozialen Einrichtungen des Werks, die auch von den Einwohnern Leimens genutzt werden konnten, taten ein weiteres dazu. Doch es gab nicht nur Freunde. Die patriarchische Amtsführung stieß vor allem in Arbeiterkreisen auf Kritik.



Antonio Lopez-Perez



Entwurf für den Salon der Direktionsvilla, 1910.

Zwischen der SPD-Fraktion im Leime-
ner Gemeinderat und Friedrich Schott,
der der Deutschen Volkspartei nahe stand,
hatte es mehrfach Streit über die An-
wendung des gesetzlich gewährleisteten
Organisationsrechts, des sogenannten Ko-
alitionsrechts, gegeben. Als die SPD an-
lässlich der Vertragsunterzeichnung über
die Verlegung der Drahtseilbahn durch
Leimen in der Bürgerausschusssitzung
vom 15. Januar 1913 eine Resolution ein-
brachte, in der sie Schott erneut auf die
Einhaltung des Koalitionsrechts festlegen
wollte, kam es zu einem Schlagabtausch.
Das Protokollbuch berichtet:

*»Die Sozialdemokraten sind für Er-
weiterung der Industrie und der Technik
und stimmen deshalb auch geschlossen
für die Vorlage (...) Andererseits müssen
wir verlangen, dass endlich auch das
gesetzlich gewährte Koalitionsrecht den
Arbeitern nicht mehr länger vorenthalten
wird. Viele Arbeiter mussten, da sie in der
Umgegend keine Arbeit finden konnten,
Leimen verlassen. Schon aus Humanität
sollte die Schottsche Familie solche ille-
gale Handlungsweise unterlassen. Erst
kürzlich hat Herr Dr. [Ehrhart] Schott junior
wiederum zehn Mann von der Packerei
entlassen, weil sie sich organisierten, um
eine Lohnreduzierung abzuwehren. Dass
diese Hiebe saßen, zeigte die Verlegen-
heit, mit welcher Herr [Friedrich] Schott
antwortete (...) Er habe gar nichts gegen
das Koalitionsrecht; aber wer in seinem
Betrieb sich nicht unterordne, der kom-
me heraus. (Unliebsam sind Herrn Schott
alle sozialdemokratisch und freigewerk-
schaftlich Organisierten).«¹³⁸*

Variante zum Schlafzimmer der Direktionsvilla, 1910.



Josef Chowaniak

Doch nicht nur Schotts Einstellung zum Koalitionsrecht trug ihm Kritik ein. Es waren vor allem seine scharf formulierten Angriffe gegen die Gewerkschaften, die er in Form von Flugblättern an die Arbeiter verteilen ließ.¹³⁹ Sämtliche Fürsorgemaßnahmen und Werksvereine, die unter seiner Mitwirkung entstanden, gerieten bei den Gewerkschaften sogleich in Verdacht, ein Disziplinierungsinstrument gegen die Arbeiter zu sein.¹⁴⁰

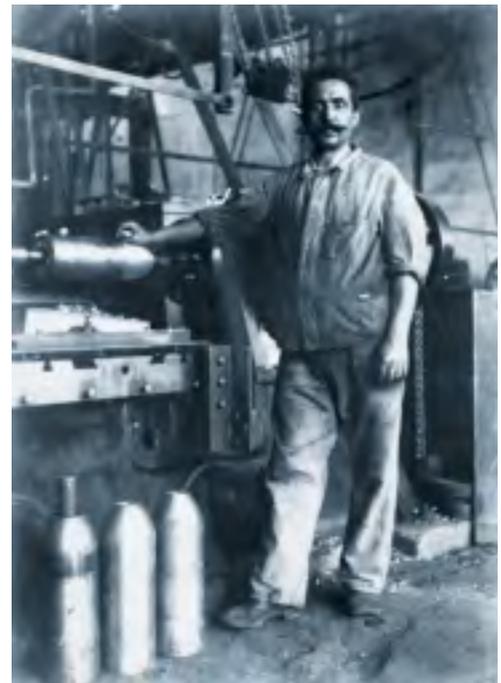
Erster Weltkrieg

Das Werk Leimen hatte sich in den ersten 15 Jahren seines Bestehens auf dem Zementmarkt gut positioniert. Die im süddeutschen Verband der Portland-Cement-Fabriken zusammengeschlossenen Altwerke hatten zu Beginn des Jahrhunderts versucht, durch Versandkontingente und Preiskonventionen dem ruinösen Wettbewerb zu entgehen. Alle Maßnahmen, die Überproduktion zu drosseln und die Zementpreise zu stabilisieren, scheiterten zunächst.

1904 schlossen die süddeutschen Werke einen neuen bis 1913 gültigen Syndikatsvertrag, der schnell Wirkung

zeigte. Ab 1905 trat eine merkliche Besserung der Absatzverhältnisse im Inland ein. Wie schon erwähnt, konnte der Absatz des Werks Leimen bis zum Jahr 1911 kontinuierlich gesteigert und die hohe Nachfrage kaum befriedigt werden.¹⁴¹ Ein beachtlicher Teil des Absatzes ging in den weltweiten Export. Ab dem Jahr 1912 brach die Auslandsnachfrage plötzlich stark ein, was bis 1914 in Leimen einen Absatzeinbruch von 35 % bewirkte. Die nachstehende Grafik zeigt, dass der bis 1911 wachsende Versand nach Holland und Übersee einen wesentlichen Anteil an der Absatzentwicklung hatte.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kam durch Einberufung der Arbeitskräfte und Engpässe des Transportsystems die Zementproduktion fast vollständig zum Erliegen.¹⁴² Der rasch sinkende Absatz sowie die Verknappung wichtiger Betriebs- und Brennstoffe stürzte die Zementindustrie in kurzer Zeit in eine tiefe Krise. Der Zementabsatz der Portland-Cement-Werke Heidelberg fiel bereits 1915 auf 43 % des Jahrs 1913, um dann bis 1918 auf 37 % zurückzufallen.



Drehen von Granathülsen in der Maschinenfabrik, 1918.

Der Beginn des Ersten Weltkriegs veränderte die Absatzsituation dramatisch. Innerhalb sehr kurzer Zeit kam die gesamte Bautätigkeit im Deutschen Reich zum Stillstand. Die Ausfuhr, die 1913 noch über 1,1 Mio. t betragen hatte, musste eingestellt werden.¹⁴³

Um nicht die Existenz der gesamten deutschen Zementindustrie zu gefährden, erließ der Bundesrat am 29. Juni 1916 eine Verordnung, die den Bau neuer Zementfabriken untersagte. Im sogenannten Hindenburgprogramm sollte im Kriegswinter 1916/17 die Zwangsbewirtschaftung der knappen Kohle die katastrophale Versorgungslage der Industrie beheben helfen. Die kurzfristige Steigerung 1917 zeigt einen vorübergehenden Erfolg dieser Maßnahme an.

Zementversand des Werks Leimen 1896 – 1918 und des Portland-Cement-Werks Heidelberg 1875 – 1895



Aufteilung der Versandgebiete





Frank Baumann



Zementmarke der Portland-Cement-Werke Heidelberg – Mannheim – Stuttgart Actiengesellschaft für den Fassversand, 1918.

Die schwierigen Verhältnisse der Kriegszeit förderten Konzentrationsprozesse. Schon 1911 war auf Initiative von Friedrich Schott die »Centralstelle zur Förderung der deutschen Portland-Cement-Industrie« entstanden. Unter Einbeziehung der Hüttenzementwerke ging aus ihr 1917 der »Deutsche Zement-Bund« als Interessenvertretung der gesamten deutschen Zementindustrie hervor.¹⁴⁴ Die zu Beginn des Jahrhunderts im Kampf um Preise und Absatzgebiete entstandenen Syndikate entwickelten sich zwischen 1916 und 1917 infolge der kriegsbedingten Reglementierungen zu staatlichen Zwangssyndikaten. Mit Hilfe dieser Zwangssyndikate gelang es trotz des zusammengebrochenen Zementmarkts, den Zementpreis von zunächst 38 Mark pro Tonne auf 58 (Verkauf an den Staat) bis 65 Mark (Verkauf an Privatabnehmer) pro Tonne im Jahre 1917 zu steigern. Bis zum Ende des Kriegs vermochte der Deutsche Zement-Bund nochmals eine Steigerung um 25 Mark durchzusetzen.¹⁴⁵

Inmitten der Kriegswirren ernannte der Aufsichtsrat am 1. April 1916 Geheimrat Dr. Friedrich Schott zum Generaldirektor und Ehrhart Schott, Leimen, Adolf Schott, Nürtingen, Carl Schindler, Weisenau sowie Fritz Brans, Heidelberg, zu Vorstandsmitgliedern. Lediglich Fritz Brans und Friedrich Schott waren in der Hauptverwaltung, die restlichen Vorstandsmitglieder waren überwiegend als Werksleiter tätig.¹⁴⁶

Friedrich Schott, der in der Krise auch stets die Chance sah, setzte auf weitere Expansion. Am 24. August 1918 unterzeichnete Schott den Fusionsvertrag mit einem Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft. Das neue Unternehmen verfügte nun neben den bereits genannten Zementwerken über weitere Werke in Allmendingen, Ehingen, Marienstein, Münsingen, Schelklingen sowie über zwei Cannstatter Ziegeleien und firmierte unter dem Namen „Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG“. Im Februar 1919 war der Versand auf dem absoluten Tiefpunkt angelangt und auf 25 % gefallen. Viele Arbeiter im Werk Leimen mussten mit Notstandsarbeiten beschäftigt werden. Um den Betrieb überhaupt noch aufrechtzuerhalten, musste auf Halde gearbeitet werden. Zur Schaffung größerer Lagerkapazitäten in den Klinkerlagern hatte man bereits die Silodächer eingeschlagen und den Zementklinker bis unter das Außendach gelagert. Damit die Rohmühle einigermaßen ausgelastet werden konnte, musste der Zweischichtbetrieb im Steinbruch auf eine Schicht reduziert werden. Betroffen

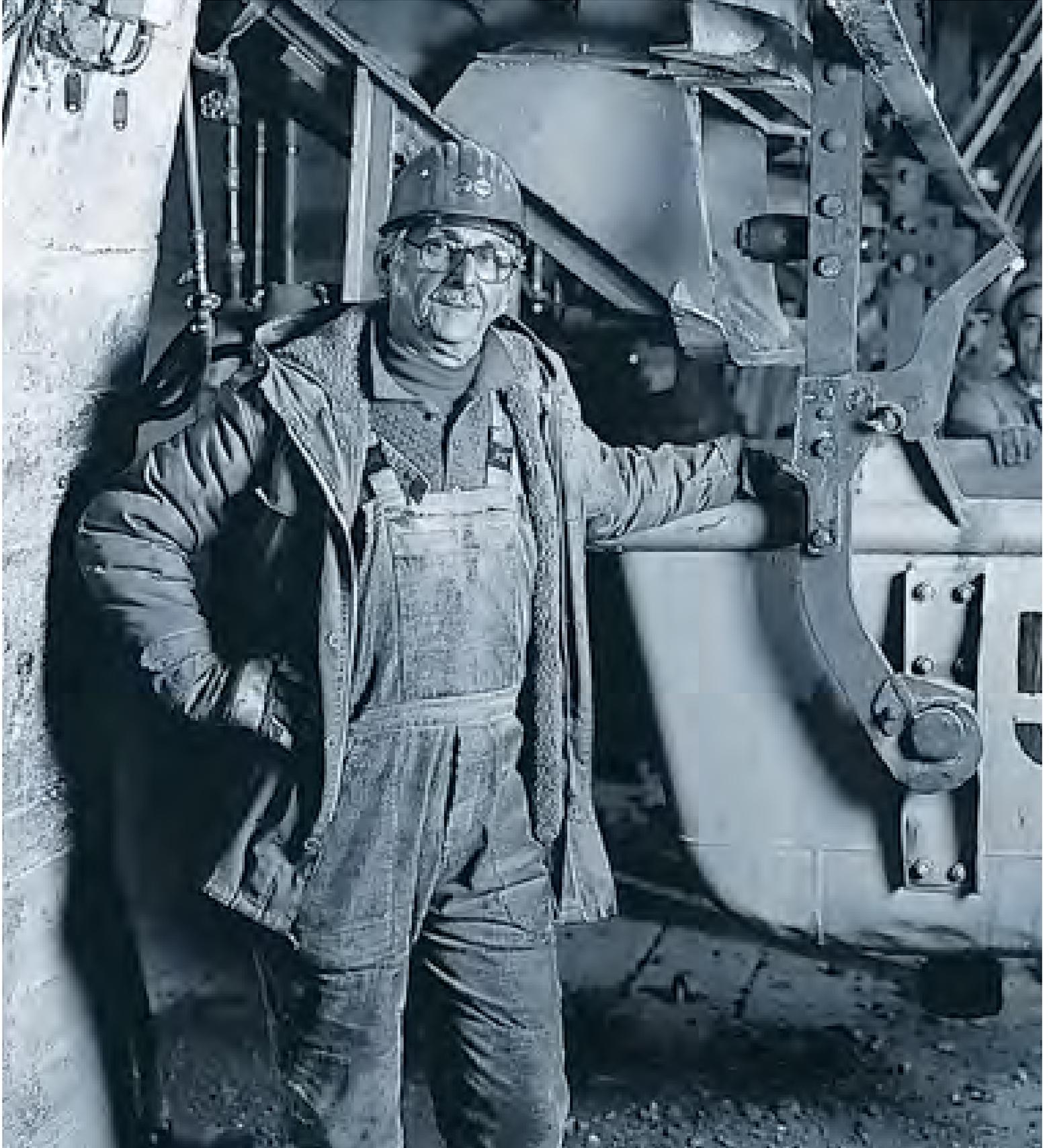
waren 45 Arbeiter. 14 erhielten die Kündigung zum 1. März, außerdem standen weitere Entlassungen an.¹⁴⁷

Der Überfall

In der Fuchs'schen Wagonfabrik im benachbarten Rohrbach hatten in den Morgenstunden des 8. Februar 1919 die Arbeiter die Arbeit niedergelegt und die Wiedereinstellung eines Meisters erzwungen. Gegen 15 Uhr zogen 700 Arbeiter mit einer roten Fahne vor die Leimener Werkstore und forderten von Direktor Ehrhart Schott die Rücknahme der Kündigungen. Dieser erklärte, dass er mit dem gewählten Arbeiterausschuss und den Steinbrucharbeitern darüber verhandeln wolle, nicht aber mit den Fuchs'schen Arbeitern. Den Steinbrucharbeitern wurde erklärt, dass man ihre Kündigungen zurücknehmen könne, aber dafür anderen kündigen müsse. Was nun folgte, beherrschte in ganzseitigen Berichten tagelang die Lokalpresse:



Dr. Ehrhart Schott, ca. 1920.



Günther Link

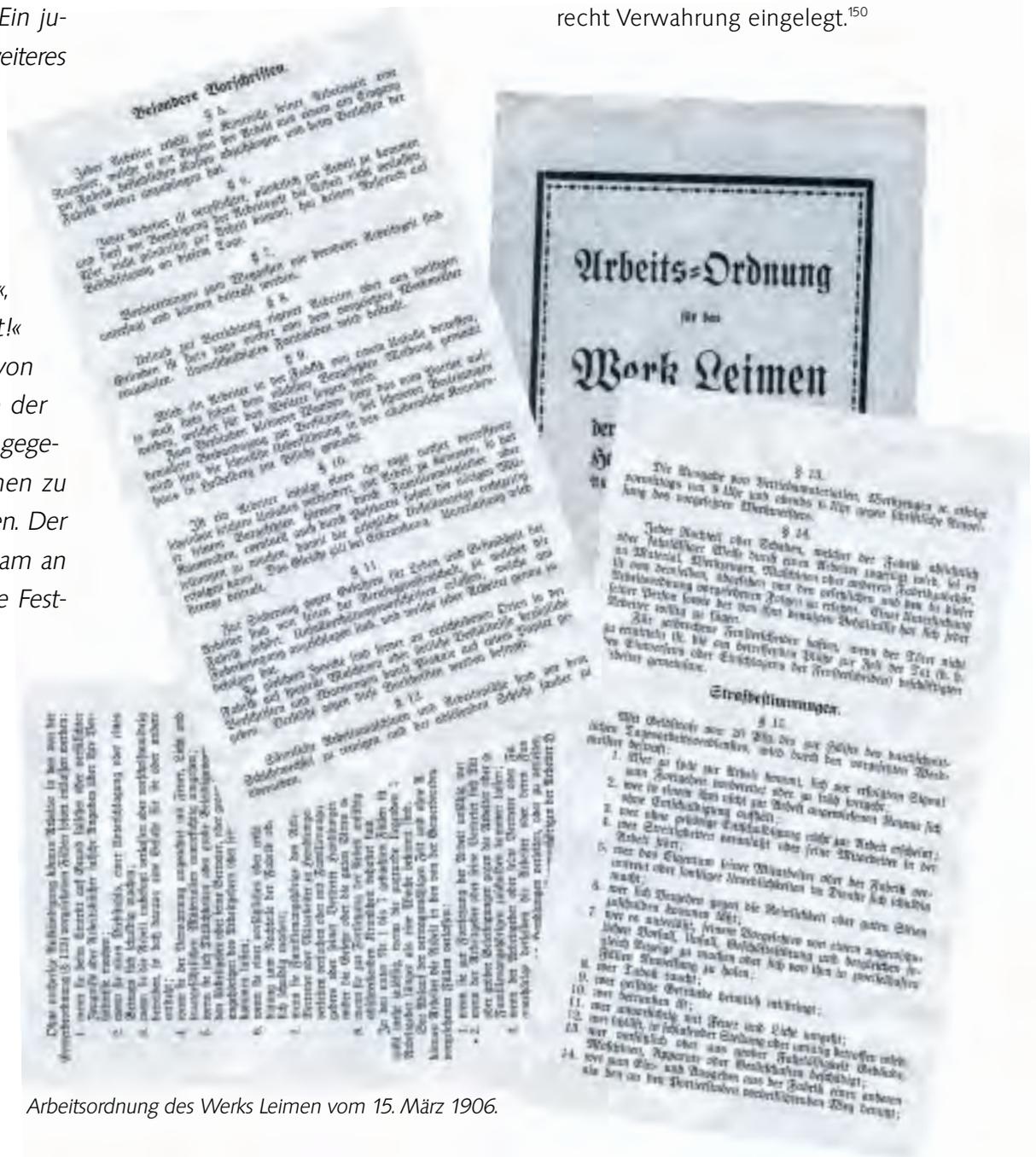
»Nachdem die Steinbrucharbeiter weggegangen waren, drohten die Arbeiter der Fuchsschen Wagonfabrik, alles zu demolieren, wenn man sie nicht vorlasse. Direktor [Ehrhart] Schott erklärte, es sollen drei Mann der fremden Arbeiter hereinkommen. Statt der drei Mann stürmten aber die ganzen Fuchsschen Arbeiter in das Laboratorium, schlugen die Fensterscheiben entzwei, drückten die Türen ein und umringten Direktor Schott. Ein jugendlicher Arbeiter schlug ohne weiteres mit einem eisernen Geschirr den Direktor auf den Kopf, während andere auf den zu Boden fallenden einschlugen und eintraten (...) Unter weiteren Bedrohungen – es fielen die Rufe: »Haut ihn!«, »Blut muss fließen!« »Schlagt ihn tot!« und vieles Aehnliche – wurde von dem Direktor die Zurücknahme der Kündigungen erpresst. Die vorher gegebene Versicherung, dann abziehen zu wollen, wurde aber nicht gehalten. Der Direktor wurde vielmehr gewaltsam an beiden Armen gefasst und in die Festhalle geschleppt, wo sich die Fuchsschen Arbeiter gesammelt hatten. Erst hier gelang es, nach einer nochmaligen Erklärung des Direktors die Arbeiter der Fuchsschen Wagonfabrik zum Abziehen zu bewegen.«¹⁴⁸

Während dieser Vorgänge waren zahlreiche Arbeiter mit einer roten Fahne in die Fabrik eingedrungen und hatten überall Meister und Arbeiter gezwungen, die Arbeit niederzulegen und Ma-

schinen abzustellen. Trotz sofortigen Entleerens der Dampfkessel entstanden an zahlreichen Leitungen und Ventilen Frostschäden. Die Fabrik stand daraufhin mehrere Tage still.¹⁴⁹

Am Sonntag, dem 9. Februar 1919, trafen sich aus Kreisen der Arbeiterschaft 500 Personen im Lokal »Erbprinz« in Leimen. Nach drei Stunden wurde eine Ent-

schließung verabschiedet und eine 15-köpfige Kommission beauftragt, »die über all die früheren Vorkommnisse und raschere Beilegung des Konfliktes mit der Direktion in Verbindung treten soll«. In der Entschließung wurde insbesondere die Schuld und Verantwortung für die Vorkommnisse Dr. Ehrhardt Schott angelastet und gegen die, wie es hieß, jahrelangen Maßnahmen der Direktion gegen das Koalitionsrecht Verwahrung eingelegt.¹⁵⁰



Arbeitsordnung des Werks Leimen vom 15. März 1906.



Werksansicht von Osten, im Vordergrund die neue Direktionsvilla, ca. 1920.

Ebenfalls am Sonntag trafen sich die Werksbeamten und fassten ihrerseits eine Resolution ab. Sie wollten erst dann ihre Arbeit wieder aufnehmen, wenn die Arbeiter, die sich zu Gewalttätigkeiten hatten hinreißen lassen, entlassen seien. Direktor Dr. Ehrhart Schott und die Vorstände Friedrich Schott und Fritz Brans sahen sich zu einer ganzseitigen Erklärung in den Heidelberger Neuesten Nachrichten veranlasst.¹⁵¹ Eine zweite Versammlung der Arbeiterschaft, die von über 800 Personen besucht wurde, verabschiedete ein Dementi zum Inhalt der Erklärung der Direktion in der Presse.¹⁵² In dieser Situation ergriff Geheimrat Friedrich Schott die Initiative, indem er für Dienstag eine Arbeiter-Ausschusssitzung und eine Versammlung der Arbeiterschaft zur Besprechung der Vorfälle vom vergangenen Samstag einberief.

Friedrich Schott lobte seine Arbeiter, zeigte sich von deren Unschuld überzeugt und sagte ihnen zu, alles mit ihm persönlich regeln zu können. Wieder einmal war es ihm gelungen, in ruhiger überzeugender Weise die Stimmung zu seinen Gunsten zu wenden.¹⁵³

Letzte Jahre des Geheimrats

Der Ämter müde legte Friedrich Schott Ende 1919 seinen Vorstandsposten nieder und wechselte in den Aufsichtsrat des Unternehmens, dem er von 1923 an bis zu seinem Tode vorstand. Zugleich legte er auch am 11. September 1919 sein Präsidentenamt bei der Handelskammer nieder. Bei guter Gesundheit und in geistiger Frische beging er seinen 70sten Geburtstag. Friedrich Schott hatte ein asketisches Leben geführt, er rauchte nicht, trank wenig und war seinem Wesen nach

eine Frohnatur. Dennoch hatten die Kriegseignisse und revolutionären Umtriebe und nicht zuletzt der Tod seines Sohns Otto im Ersten Weltkrieg Spuren hinterlassen.¹⁵⁴ Es wird ihm nachgesagt, er sei ein glühender Verehrer des badischen Großherzogs gewesen. Verständlicherweise tat er sich daher mit den neuen demokratischen Erscheinungsformen der jungen Republik schwer. Dennoch beseelte ein gesunder Optimismus seinen Geist, wenn er zu sagen pflegte: »Es ist schon manches wieder besser geworden.«¹⁵⁵

Im 75. Lebensjahr (bzw. im 30. Jahr der Ansiedlung in Leimen) stehend, erhielt Friedrich Schott von der Stadt Leimen das Ehrenbürgerrecht verliehen (11. Juli 1925). Anlässlich seines 50. Geschäftsjubiläums bei Heidelberger Zement ernannte ihn die Stadt Heidelberg im selben Jahr ebenfalls zu ihrem Ehrenbürger.¹⁵⁶

Am Tag seines 80sten Geburtstags sandte die Ruperto Carola ihren Vertreter der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät, Professor Salomon Calvi, und ließ ihm die Ehrenurkunde überreichen, die ihn zum Doktor rer. nat. ehrenhalber ernannte.¹⁵⁷

Einen großen Schicksalsschlag hatte Friedrich Schott im Jahr 1928 zu verkraften, als seine Frau nach 52 Ehejahren verstarb. Dennoch kennzeichnete ihn unverminderter Schaffensdrang bis an sein Lebensende. Als 80-Jähriger gab er noch der Hoffnung Ausdruck, weiterarbeiten zu können¹⁵⁸: »Wenn ich ja doch eigentlich auch längst zum alten Eisen gehörte, so hoffe ich doch, in dieser

*schlimmen Zeit noch einige Jahre mit arbeiten zu können. Ein gutes Pferd stirbt in den Sielen! Ich fürchte aber, den Wiederaufschwung unserer Wirtschaft werde ich kaum erleben.*¹⁵⁹

Am 20. Februar 1931 machte er einen Spaziergang auf der Neuen Brücke in Heidelberg. Am nächsten Morgen starb er gegen 11 Uhr an Herzschwäche.¹⁶⁰

In den Nachrufen und Huldigungen findet sich all das wieder, was seine Bewunderer faszinierte. Ein Industrieführer, persönlich schlicht und anspruchslos, zielstrebig, patriotisch, kurz gefasst ein „König der Arbeit“, einer, der Pflichterfüllung von sich und anderen verlangte. Aus den Opfern seiner Beschäftigten für die Fabrik leitete er für sich die Verpflichtung zu sozialer Fürsorge ab. Seine Kritiker sahen in ihm einen Despoten, der gebieterisch im »Königreich Schott« herrschte. Alle Wohltaten erschienen ihnen nur Instrument zur Festigung seiner Macht. Zwischen diesen Polen muss man wohl den Menschen Friedrich Schott suchen.

Goldene Zwanziger und Wirtschaftskrise

Die wirtschaftliche Situation der Zementindustrie verbesserte sich nach dem Ende des Kriegs zunächst nur wenig. Revolution und Reparationslasten hatten in der Baubranche zu einer tiefen Rezession geführt. Mit dem Kriegsende 1918 war für die Zementindustrie der Tiefpunkt noch nicht erreicht. Der Absatz des Werks Leimen sank 1919 auf 45'000 t. Durch den politischen Umbruch vom Kaiserreich zur

Republik rückte die soziale Frage zunehmend in den Vordergrund. Zu den ersten Zielen der sich in den Betrieben bildenden Arbeiterräte und Gewerkschaften gehörte es, einheitliche und gesetzlich garantierte Arbeitsverhältnisse in der gesamten Zementindustrie durchzusetzen.

Eine bedeutende Veränderung trat durch die Einführung des Achtstundentages für gewerbliche Arbeiter ein. Die Anordnung vom 23. November 1918 traf die unvorbereitete Zementindustrie hart. Die Produktivität sank auf die Hälfte des Vorkriegsjahres 1913. Der Dreischichtbetrieb erhöhte zunächst die wöchentliche Arbeitszeit auf 144 Stunden, ohne dass mit den bestehenden Anlagen die Produktion erhöht werden konnte. Insgesamt konnten so 20% der Arbeitsleistung nicht in Produktionserhöhung umgesetzt werden.

Seit die Zementindustrie in den 1880er Jahren mit kontinuierlich brennenden Öfen produzierte, musste im Schichtdienst gearbeitet werden. Der gesamte Produktionsbetrieb war auf den Tag und Nacht laufenden Brennprozess abgestimmt. Vor 1914 war allgemein eine 10-stündige Arbeitszeit zuzüglich zwei Ruhestunden üblich. Jahrzehntelange technische Entwicklungen hatten zum Bau von Maschinenanlagen geführt, die die Materialversorgung bzw. -entleerung der durchlaufenden Betriebsteile im Zweischichtbetrieb in 120 Wochenstunden ermöglichen. Bislang galt nach der Arbeitsordnung des Werks Leimen vom 26. März 1906 eine Arbeitszeit von 6:30 bis 18:30 Uhr für die Tagschicht und von 18:30 bis 6:30 Uhr für die Nachtschicht. Ruhepausen bestanden von 8:30 bis 9 Uhr, 12 bis 13 Uhr und von 15:30 bis 16 Uhr.¹⁶¹

Entwicklung der Produktivität im Werk Leimen





Verwaltungsgebäude mit Werksuhr, ca.1938.

Die neue Arbeitsordnung vom 2. August 1923 legte den Beginn der pausenlosen 8-stündigen Arbeitszeit im Dreischichtbetrieb auf 6:45 Uhr fest. Arbeitspausen gab es nur für die erste Schicht. Für Arbeiterinnen galten die gleichen Bestimmungen. Zahlreiche Bestimmungen und Strafmaßnahmen der Arbeitsordnung von 1906 entfielen. Insgesamt ist ein liberaler Grundton spürbar. Lediglich eine Passage ist unverändert geblieben: »Wer nicht pünktlich zur Arbeit kommt, hat keinen Anspruch auf Beschäftigung an diesem Tage.«¹⁶²

Während der Kriegsjahre hatte das Werk insgesamt 80 Arbeiter und Beamte verloren. Andere hatten inzwischen das Rentenalter erreicht, so dass ein Mangel an qualifiziertem Personal herrschte. Erschwerend kam hinzu, dass zwischen 1920 und 1926 fünf Meister durch Krankheit starben, für die kein Ersatz gefunden werden konnte.¹⁶³

Die Personalschwierigkeiten hielten lange Jahre an. Noch 1929 schrieb Dr. Schott in den Jahresbericht des Werks Leimen: »Es war ausserordentlich schwer Ersatz zu schaffen, denn diejenigen Beamten, die man von auswärts erhielt, hatten nur geringen Wert und der Nachwuchs fehlte dadurch, dass wir in den Jahren 1907 bis 1914 34 Vorarbeiter an andere Werke abgegeben haben. Dies hat sich für Leimen gerächt, wenn man auch die Genugtuung hatte, für die anderen Werke mitgesorgt zu haben. Die abgegebenen Vorarbeiter haben sich in den anderen Werken sehr oft nicht bewährt; sie wären vielleicht besser in ihrer alten Stellung geblieben. ... Noch heute fehlt uns noch ein energischer Meister für die Zementmühle, obwohl wir eine große Menge Meister von auswärts ein-

gestellt haben, die wir immer wieder nach wenigen Monaten weiterschicken mussten.«¹⁶⁴

Auch die schlechte Wartung während des Ersten Weltkriegs machte sich noch lange bemerkbar. Während des gesamten Kriegs waren die Zementöfen in Leimen und Mainz-Weisenau im Gegensatz zu anderen Werken des Unternehmens ständig in Betrieb. Da Schmierstoffe und andere Reparaturmaterialien jedoch knapp und von schlechter Qualität waren sowie zusätzlich noch Arbeitskräftemangel herrschte, unterblieben wichtige Instandhaltungsarbeiten. Die Brenner fehlten und waren durch gefangene Russen ersetzt worden. Um den Zementbedarf zu decken und Dividendenzahlungen zu ermöglichen, wurde dennoch alles unternommen, die Produktion zu erhöhen.¹⁶⁵



Ofenhalle mit Drehöfen. Bis 20. Dezember 1907 liefen 12 Rotieröfen, von da ab 14. 1912 kam Ofen 15, 1926 Ofen 16, 1929 Ofen 17 und 1950 Ofen 18 dazu.

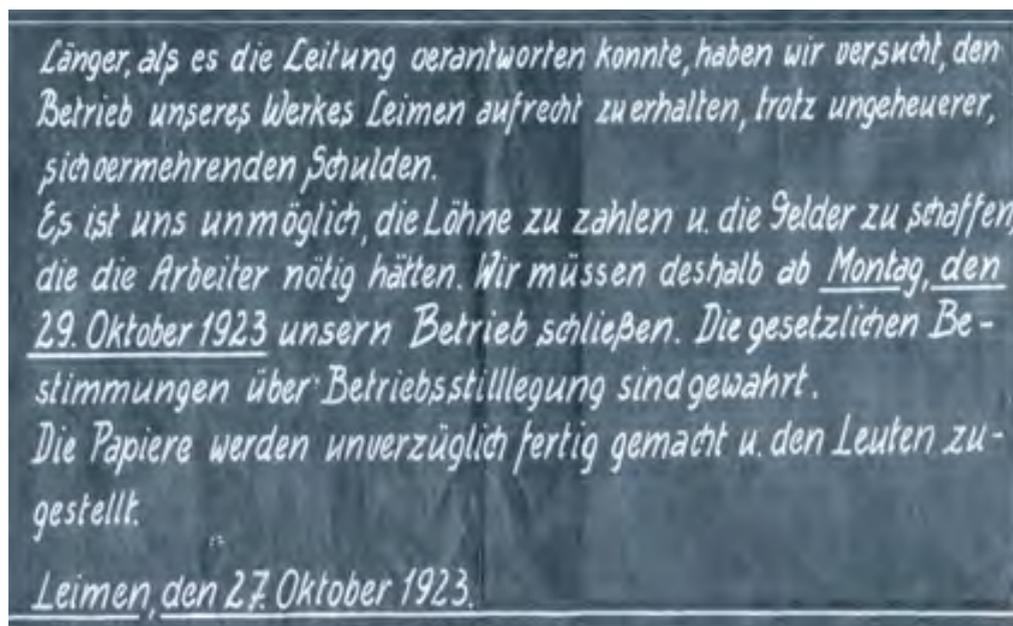
Das Erscheinungsbild des Werks beschrieb Dr. Schott folgendermaßen:

»Wenn auch die Inbetriebhaltung des Werkes Leimen während der Kriegsjahre gute Bilanzen brachte, so hatte es andererseits zur Folge, dass der Ofenbetrieb und zum Teil auch andere Betriebe, als ich aus dem Kriege zurückkam, Ruinen waren.«¹⁶⁶ Und wie nicht anders zu erwarten, fügte er hinzu: »Es kam dazu, dass ich an der Front war und dadurch die strenge Aufsicht fehlte.«¹⁶⁷

Die Leimener Rotieröfen der Firma Stern in Stettin waren die ersten, die in Deutschland hergestellt worden waren. Die Mantelbleche waren zu dünn, die Laufringe zweiteilig und die Antriebe zu schwach. Das Mantelblech von 12 mm musste größtenteils durch 20 mm Blech ersetzt, bei einzelnen Öfen musste es sogar völlig erneuert werden.¹⁶⁸

Das schlechte zur Verfügung stehende Material und der pausenlose Achtstundentag machten es unmöglich, den Ofenbetrieb schnell wieder in Schwung zu bringen. Erschwerend kam hinzu, dass auch andere Werke einen höheren Reparaturaufwand hatten, den Leimen leisten musste. Auch an zahlreichen Gebäuden aus der Gründungszeit fielen allmählich Reparaturen an.¹⁶⁹

Auf dem Höhepunkt der Inflation musste der Betrieb am 29. Oktober 1923 bis auf weiteres geschlossen werden, da die Auszahlung der Löhne unmöglich wurde. In der Inflationszeit wurden nur die nötigsten Investitionen zur besseren Rationalisierung und damit Kostensenkung der Produktion getätigt. So wurde



Aushang vom 27. Oktober 1923.

zum Beispiel die Ofenabwärme für die Rohmaterialtrocknung genutzt, wodurch Brennstoffe eingespart werden konnten. In der Folgezeit stiegen die Investitionen allerdings auf einen Höhepunkt an. Von 1924 bis 1929 wurden in allen Konzernwerken zusammen 17 Mio. Mark investiert, eine Größenordnung, die der sparsame Dr. Schott für fünffach überzogen hielt. Dennoch wurden die Anlagen zu diesem Zeitpunkt alles andere als grundlegend modernisiert. So wartete die 3,5 km lange desolate Gleisanlage nach Kirchheim noch etliche Jahre auf ihre Erneuerung.¹⁷⁰

Die Kühltrommeln und Abhitzeessel, die teilweise über 25 Jahre in Betrieb waren, wurden nach und nach ausgetauscht. Erst 1926 wurde ein neuer Ofen mit 55 m Länge und einem Durchmesser von 3,2 m installiert. Die Aufstellung dieses Ofens war notwendig, um die anderen Öfen gründlich instand zu setzen.¹⁷¹

Die unter Leitung von Dr. Schott durchgeführten Ofenversuche hatten gezeigt, dass die Abhitzeessel, die mit den Drehöfen aufgestellt worden waren, zu klein dimensioniert waren. Im Oktober 1929 konnte ein gebrauchter Kessel von der I. G. Farben Industrie Hoechst gekauft werden. Damit stieg die Dampfproduktion in diesem Kessel auf das Doppelte.¹⁷²

Ehrhart Schott arbeitete rastlos an der Verbesserung des Betriebes. Er forcierte den Einsatz von Griffinmühlen und erzielte damit höhere spezifische Leistungen als mit den gängigen Rohrmühlen.¹⁷³ In einem seiner berühmten Ofenversuche wies er nach, dass bis zu 15 % der eingesetzten Kohle durch Wiedergewinnung der Wärmeenergie aus den Klinkern eingespart werden könnten. Das größte Problem stellte die Kohlebewirtschaftung dar, durch die es permanent zu Lieferengpässen kam. Auch hier zeigte sich Ehrhart Schott erfindungsreich, indem er vom



Griffinmühle, ca. 1935.

aschenreichen Lokomotivofenabfall bis zu Braunkohlenbrikettabfällen alles verfügbare Material aufkaufte. Durch Mischen bereitete er die verschiedenen Kohlenarten zu Halbfettkohle auf. In diesen Jahren hatte das Werk Leimen stets die geringsten Selbstkosten, was Dr. Schott auch selbstbewusst verkaufte:¹⁷⁴

»Man kann im Rotierofenbetrieb bei Anwendung geeigneter Maßnahmen auch mit schlechten Kohlenarten jede Zementqualität machen.«¹⁷⁵

Durch die Kriegereignisse war die Produktivität seit 1914 kontinuierlich gesunken. Die Einführung des Achtstundenbetriebs in Leimen im Jahr 1923 brachte

keine Nachteile für die Produktivitätsentwicklung mit sich. Im Steinbruch musste jedoch ein Zweischichtbetrieb eingeführt werden, um ausreichend Material brechen zu können. Bei den Nebenbetrieben, wie Gleisschmierer, Wagenanhänger, Kurvbediener, waren dagegen sofort Produktivitätsgewinne zu verzeichnen, da sie dieselbe Arbeit in 8 Stunden erledigen mussten. Ungeduld und Ehrgeiz waren zwei Eigenschaften des Dr. Ehrhart Schott, die seine Arbeiter mitunter zu spüren bekamen:¹⁷⁶

»Wie durch rationelle Einteilung der Arbeit und durch Einsparung von Arbeitern die Leistung gesteigert wird, zeigt die [...] Gießerei Leimen. Hier ging [...] die Leistung im kg Guss pro Arbeitsstunde seit 1927 auf das Doppelte. Für die Jahre 1929 und 1930 hatte man ausgemacht, dass die Akkordsätze nicht geändert werden sollten. Die Former haben während dieser Zeit gezeigt, was sie wirklich leisten können, wenn sie nicht, wie sonst erfahrungsgemäss der Fall ist, bremsen, um eine Herabsetzung der Stücklöhne zu verhüten.«¹⁷⁷

Dr. Schott war der Auffassung, es sei am besten, alles im eigenen Werk herzustellen, um flexibel reagieren zu können. Dies galt für die Herstellung eigenkonstruierter Maschinen in den Werkstätten und der angeschlossenen Gießerei bis zur Fassküferei. Was in Zeiten der Hochkonjunktur richtig war, erwies sich auch jetzt als segensreich. Durch den Selbstbau von zwei Maulbrechern und zwei Herkuleskollergängen konnte die Vorbrecherei, die früher aus mehreren Maul-

Karlsruhe, 3. März 1920

Wertes Parteigenosse!

Dr. Kraus, ich und ich haben gestern morgen sofort dem Arbeitsminister Euse Lementwerkesbeschwerden vorgetragen. Heute morgen haben wir eine kurze Anfrage eingebracht, wie Sie morgen aus der Sitzung ersicht. Auch in der Generaldebatte nahm ich nochmals Gelegenheit, zu der Frage Stellung zu nehmen.

Außerdem habe ich heute morgen die Landes Kohlenstelle in Mannheim angerufen, die mir versprach, alles zu tun, um Kohlen für das Zementwerk herbeizuschaffen. Endlich habe ich den Arbeitsminister ersucht, an den Reichskohlenkommissar und an den Kohlenausgleich Mannheim Telegramme abzusenden. Freundl. Gruß
Emil Maier

Brief des Landtagsabgeordneten und späteren badischen Innenministers Emil Maier an Dr. Kraus wegen Kohlenbeschaffung für das Zementwerk vom 3. März 1920.

brechern und Crushern bestand, durch wenige Großaggregate ersetzt werden. Die auf Nussgröße vorgebrochenen Steine konnten jetzt auch leichter in den Trockentrommeln verarbeitet werden. Die Rohmühle war bisher das »Schmerzkind« der Entstaubung. Bei ersten Versuchen mit einer elektrischen Entstaubung im Juni 1926 erwies sich diese als zu teuer und störanfällig. Durch den Einsatz

von Schlauchfiltern hinter den Trockentrommeln wurden schließlich große Mengen Staub wieder den Öfen zugeführt.¹⁷⁸

Technische Erneuerungen und Verbesserungen führten in den späten 20er Jahren zu einer Modernisierung des Produktionsprozesses und zu einem merklichen Anstieg der Produktivität. Die in den Zementnormen fortan verlangte Kochprobe machte eine feinere Mahlung

des Zements notwendig. Dazu wurde die Siebbespannung der 42 Griffinmühlen aus gestanzten Kupfersieben hergestellt. Die wesentlich feinere Mahlung hatte allerdings einen höheren Kraftbedarf zur Folge. Die Verstärkung der Antriebsleistung geschah durch die Elektrifizierung der transmissionsbetriebenen Zementmühlenantriebe mit einer Gesamtleistung von 2'794 KW (3'800 PS).¹⁷⁹



Selbstgebauter Herkuleskollergang, 1929.

Im April 1928 gingen neue Ventilpackmaschinen in Betrieb, die geschlossene Papiersäcke für den Inlandsversand abpackten. Da zu dieser Zeit noch erhebliche Mengen in verplombten Stoffsäcken nach Holland versandt wurden, musste die teure Stoffsackflickerei, -sortiererei und -entstaubung aufrechterhalten werden. Auch der Holzfassversand nach Übersee und der Blechfassversand in tropische Länder war noch im Gange. 1929 wurden 87'000 Holzfässer, 115'000 Blechfässer und ca. 4 Mio. Papier- und Stoffsäcke versandt.¹⁸⁰

Die seit Kriegsende geltende Ausfuhrkontrolle blieb bis 1923 weitgehend bestehen. Erst ab 1924, nach Stabilisierung der Währung und Freigabe der Ausfuhr, stieg der Absatz. Von 74 Aktiengesellschaften 1913 waren Ende 1923 noch 48 übrig. Außer dem Entstehen einiger neuen Werke übte in der Nachkriegszeit

die Stilllegung der Werke Ehingen (1925), Neckarelz (1926) und Offenbach (1927) überwiegend positiven Einfluss auf die Konzernwerke aus. Das Werk Leimen, in dessen Nähe Offenbach, Neckarelz und Berghausen eingestellt wurden, konnte aber nicht von dieser Entwicklung profitieren. Es blieb 1928 auf dem Vorkriegsniveau stehen, während Werke wie Nürtingen, Schelklingen und Lengfurt große Zuwächse erreichten. Dieser Umstand ist maßgeblich dem existierenden Syndikat zu verdanken, das unterschiedliche Frachtkosten der Werke nivellierte.¹⁸¹

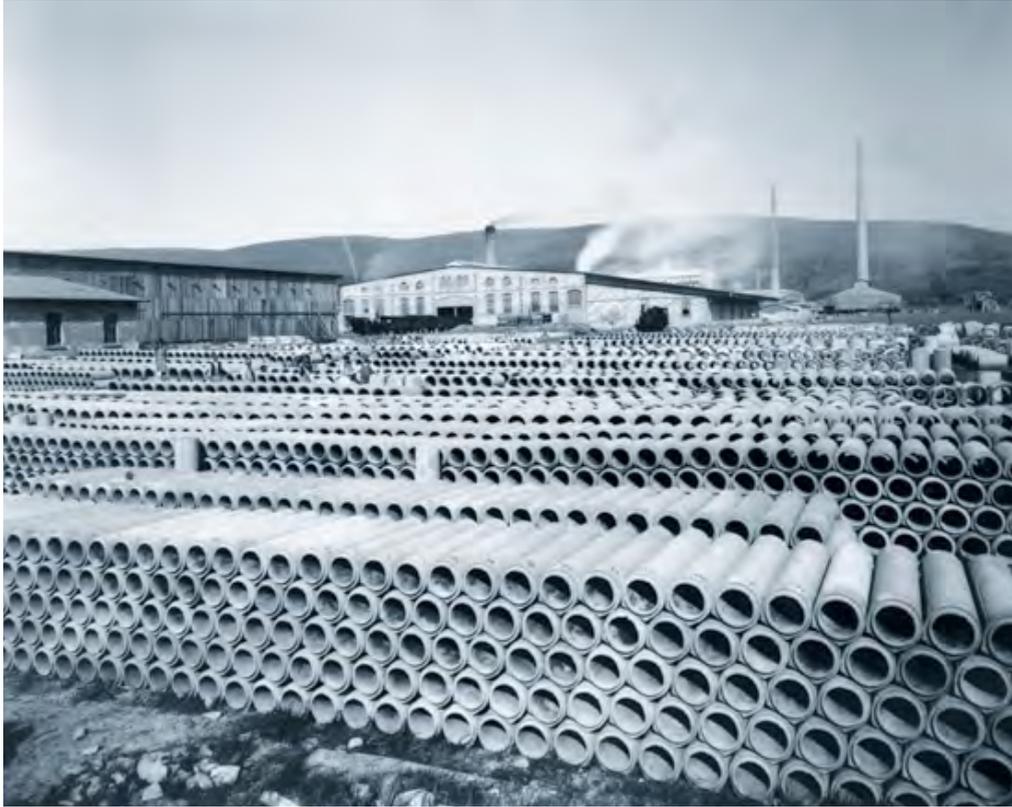
Auf die kurze Phase der »Goldenen Zwanziger Jahre« folgte ab dem Jahr 1928 eine tiefgreifende Rezession. Das Werk Leimen hatte 1929 eine Kapazität von 340'000 bis 400'000 t, nur 220'000 bis 250'000 t konnten verschickt werden. Die Konzernwerke mussten daher versuchen, mit möglichst geringen Unkosten

die Einschränkungen zu überstehen. Ein eingeschränkter Betrieb stieß in Leimen auf große Schwierigkeiten. Bei einem Teilbetrieb der Öfen hätte der Dampf nicht ausgereicht, um das Rohmaterial und die Kohlen zu mahlen sowie die Öfen anzutreiben. Deshalb musste das Werk durch monatsweise Stillsetzung den Betrieb drosseln. So erfolgte die Wiederaufnahme des Betriebs im Jahr 1929 erst am 2. April; im Januar und Februar 1930 musste er abermals stillgelegt werden, da die Zementvorräte keinen Absatz fanden. Zur Schaffung größerer Lagerkapazitäten hatte man den Klinker auf selbsthergestellten Stahlgliedertransportbändern über die Fabrikdächer ins Freie transportiert.¹⁸²

Der stark gedrosselte Betrieb brachte aber noch weitere Probleme mit sich. Während Jutesäcke während des Winters gepackt gelagert werden konnten, war dies nach der Umstellung auf Papier-



Hafenanlage aus der Gründungszeit. Hier die Verladung von 2.000 t Klinker für das zeitweise stillgelegte Werk Mainz-Weisenau, Mitte 1932.



Zementwarenfabrik Leimen auf der Westseite des Zementwerks, 1900.

säcke für den Inlandsversand nicht mehr möglich. Somit musste auch die Zementmahlung weiter gedrosselt werden. 1931 lief das Werk nur vom 7. April bis 31. Oktober. Da die Beamten bislang auch in Stillstandszeiten weiterbezahlt wurden, ging man auch hier zu Lohnsenkungen und einzelnen Entlassungen über. Die Weihnachtsgratifikation 1931 fiel weg. Im Jahr 1932 war endlich der Tiefpunkt bei einem Versand von 131'033 t erreicht und entsprach damit dem des Jahres 1903.¹⁸³

Unter dem Motto »Not macht erfinderisch« versuchte Dr. Schott, den Absatz von Zement über den Betonwarenmarkt anzukurbeln. Auf Weinbau-Messen ließ er Betonpfähle zur Schau stellen. Sein Gedanke war, dass sich über die Verwendung von Betonformteilen schließlich ei-

ne Gewöhnung einstellen würde. Mit seinem Ausspruch: »Die billigste und zugleich wirksamste Propaganda kann mit einer Zementwarenfabrik gemacht werden« brach er in Stilllegungszeiten gewiss auch eine Lanze für die Leimener Zementwarenfabrik auf dem Zementwerksgelände. Auch andere Familienunternehmen wie die Firmen Schwenk und Dyckerhoff betrieben Zementwarenfabriken zum Selbstkostenpreis.¹⁸⁴

Zurück zur Handarbeit

Die Kriegsjahre hatten auch in den Steinbrüchen ihre Spuren hinterlassen. Der Rolllochbetrieb brachte es mit sich, dass der untere Teil der 40 bis 50 m hohen Wand stehen blieb und von Hand abgebaut und verladen werden musste. Be-

dingt durch den Arbeitskräftemangel in den Kriegsjahren hatte man diese Sohlen stehen lassen und immer neue Rolllöcher angelegt. Noch weit in die 1930er Jahre hinein war man damit beschäftigt, diese Sohlen abzubauen.¹⁸⁵

In Leimen war nach der Bergseite noch ausreichend Material vorhanden, aber zunehmend stellten sich ungünstigere Abraumverhältnisse ein. Zwischen 1911 und 1929 ging der Abbau bergseitig in die Breite. Diese Geländestreifen waren früher nicht in Angriff genommen worden, weil eine wesentlich größere Abraummenge zu beseitigen war. Bei einer Bruchhöhe von insgesamt 50 m entfielen bergseitig 12-15 m auf Abraum. Anfangs wurde für die Abraumbeseitigung versuchsweise ein Eimerbagger aus dem Kiesloch eingesetzt, der sich aber nicht bewährte. 1929 kaufte das Werk einen Löffelbagger. Doch auch dieser arbeitete nicht wirtschaftlich. Insbesondere die Treibstoffkosten waren zu hoch, so dass die Abraumbeseitigung von Hand billiger war, wenn nahe um das Rollloch abgebaut wurde. Über die Abfüllschnauze konnte der Abraum in Loren gefüllt werden und in Richtung Fabrik auf das Abraumgelände abgekippt werden. Ungefähr jede vierte Fuhre war ein Abraumwagen.¹⁸⁶

Die Erweiterung des Steinbruchs Leimen nach Süden hin wurde zunehmend schwieriger, da dort Weinberge lagen, für die pro Quadratmeter etwa der vierfache Preis von Ackerland bezahlt werden musste (4,- Reichsmark). Um Erwerbsschwierigkeiten zu überwinden, ging man dazu über, selbst Weinberge anzulegen und zum Tausch anzubieten.¹⁸⁷



Abbau im Rolloch mit Flottmann-Presslufthämmern, ca. 1935.



Weinberge mit Betonpfählen aus der Zementwarenfabrik Leimen, 1929.

1934 entschloss man sich zur Tieferlegung der südlichen Bruchsohle auf der Gemarkung Leimen, da hier weniger Abraum auftrat. Eine zweigleisige Lorenbahn wurde in die tiefere Bruchsole gelegt und die Wagen mit einer Seilwinde herauf- und hinuntergelassen. Innerhalb kurzer Zeit wuchsen die Abraumengen aber wieder derart an, dass diese 1935 bereits $\frac{1}{3}$ der gesamten Förderleistung ausmachten. Zur Beseitigung der Abraumengen wurden jetzt verstärkt Maschinen eingesetzt.¹⁸⁸



Bremsberg der Lorenbahn, ca. 1935.



Abraumbeseitigung im Steinbruch Nußloch. Lorenbahn mit Gmeinder Diesellokomotive, ca. 1934.

In Nußloch arbeitete man an einer Verbindung zwischen dem bisherigen Abbaugelände und dem neuerschlossenen Stupfelberg. Die Verbindung musste unterirdisch erfolgen, da der dazwischen liegende Gemeindewald allmählich einfiel. Im Mai und Oktober 1929 gab es zwei größere Bergstürze, die Teile der Förderanlagen zerstörten. Zum damaligen Zeitpunkt ging man davon aus, dass das Gelände noch für 100 Jahre reichen werde. Wie wir heute wissen, waren diese Abschätzungen weit übertrieben, allerdings war damals kaum zu erahnen, welche Fortschritte die Produktionstechnik noch machen würde.¹⁸⁹

Der Doktor

Wie wohl kaum eine andere Person ist Dr. Ehrhart Schott im Bewusstsein seiner Mitarbeiter verankert geblieben. Seine sparsame, bodenständige Art einerseits und seine Unberechenbarkeit anderer-

seits machten ihn zur beliebten und gefürchteten Person zugleich. Als Werksleiter im Ersten Weltkrieg bis zum Beginn des Dritten Reichs prägte er das Werk und die in ihm arbeitenden Personen.

»Der Doktor«, wie er im Betrieb überall genannt wurde, pflegte zu den ungewöhnlichsten Tages- und Nachtzeiten unvermutet in die Fabrik zu kommen. Das rief notwendigerweise eine Abwehrorganisation ins Leben. Zunächst stand im Werk ein Beobachtungsposten, der mel-



Rugbymannschaft des Heidelberger Rudervereins. In der erste Reihe rechts Kapitän Ehrhart Schott, 1897.

den musste, wenn im Schlafzimmer der Werksvilla nachts das Licht anging. Dann setzte eine Nachrichtenübermittlung ein. Alles war auf dem Posten. Eines Nachts brach er dann aber auf, ohne im Schlafzimmer Licht gemacht zu haben. Im Betrieb herrschten chaotische Zustände und es gab einen »mörderischen« Krach.¹⁹⁰

Zur Kontrolle seiner Mitarbeiter ließ sich Dr. Schott einiges einfallen. Eines der außergewöhnlichsten Vorkommnisse war wohl folgendes: *»Eines Abends ließ er sich von dem Fahrer Griebhaber mit seinem Nürnberg zur Bahn fahren, um nach Berlin zu reisen. Der Betriebsingenieur leistete sich darauf eine gute Zigarre, und die Meister versammelten sich zu einer Runde Bier. Dr. Schott war aber in einen anderen Zug in Richtung Bruchsal eingestiegen, den er in St. Ilgen verließ, um nach einem Marsch über die Felder urplötzlich im Werk einzubrechen.«¹⁹¹*

Er begrüßte die verdutzten Mitarbeiter mit den Worten: *»Jetzt haw' ich Eich Schereschleifer awwer endlich emol drakriegt, wo Ihr schon gmähnt habt, ich wär in Frankfurt.«¹⁹²*

Es war Dr. Schott immer ein Greuel, Öfen und Mühlen stillstehen zu sehen. Im Werk Leimen mit seinen vielen kleinen Öfen entwickelte sich daraus eine regelrechte Mogeltechnik. Die Ofenleistung beurteilte Schott nach der Klinkermenge, die aus dem Kühler herauskam. Leistete ein Ofen gerade schlecht, so wurde die Kühltrommel ausgerückt, wenn Dr. Schott das Büro verließ. Sie lief dann ziemlich voll und wurde wieder eingerückt, wenn Dr. Schott das Ofenhaus betrat, so



Dr. Ehrhart Schott im Alter von 75 Jahren, 1954.

dass sie gewaltige Klinkermengen von sich gab in dem Augenblick, in dem Dr. Schott vorbeikam.¹⁹³

Wenn an einem Ofen repariert werden musste, wurde wieder ein Beobachtungsposten aufgestellt. *»Das Schott'sche Tempo brachte es mit sich, dass sein wehender Kittel noch beim Pfortnerhaus war, während er die Nase schon ins Ofengebäude steckte.«* In diesem Augenblick wurde der stehende Ofen eingerückt, so dass er sich drehte, während Schott daran vorbeiraste und befriedigt feststellte, dass alles im Rollen war.¹⁹⁴

Er stellte bewusst überspitzte Forderungen und war ein Meister im Improvisieren. Tatsächlich machte er daher oft Unmögliches möglich. Sein Ideenreichtum brachte die Werksleiter manchmal zur Verzweiflung. Immer sollte etwas Neues versucht werden und dieses Neue sollte natürlich möglichst nichts kosten und

außerdem am Vorabend schon fertig sein. Schnelligkeit war überhaupt seine starke Seite.

»Wenn ihm für größere Reparaturen, Umbauten oder auch Neuanlagen von dem Werksleiter selbstverständlich vorsichtige Termine genannt werden, so gibt er sich damit keineswegs zufrieden; er schnüffelt im Werk herum, schnappt sich Ingenieure und Meister und knobelt mit diesen solange herum, bis er einen unglaublich kurzen Termin ausgehandelt hat, der aber dann auch tatsächlich eingehalten wird. ... Ist auf diese Weise einmal ein Glanzstück fertiggebracht, so wird es den Leuten auf den anderen Werken bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten als Musterbeispiel vorgehalten.«¹⁹⁵

Er arbeitete an maßgeblicher Stelle beim Verein Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten, beim Deutschen Zementbund und beim Süddeutschen Cement-Verband mit. Im Vorstand des Vereins Deutscher Zementwerke leitete er verschiedene technische Ausschüsse und führte, nicht immer zur Freude der Werksleiter, umfangreiche Versuche an Öfen und Mühlen durch. Die Ergebnisse dieser Versuche gestatteten, die richtigen Entscheidungen für die Modernisierung und die Rationalisierung der Werke zu treffen.¹⁹⁶

Von Streiks ließ sich Schott nicht entmutigen und führte mit dem Teil der Belegschaft, die nicht streikte, den Betrieb weiter. Da die arbeitswilligen Arbeiter Schwierigkeiten hatten, ins Werk zu kommen, richtete der »Oberleutnant«

ein regelrechtes »Heereslager« ein. Zur Verpflegung der Arbeiter ließ er einmal einen Ochsen und mehrere Schweine schlachten.¹⁹⁷

Drittes Reich

Am 5. Mai 1933 meldete die nationalsozialistische Zeitung die »Volksgemeinschaft« triumphierend: *»Der Zementkönig Dr. Schott in Schutzhaft«*. Als Förderer der sogenannten „wirtschaftsfriedlichen“ oder „gelben“ Gewerkschaften hatte er den Zorn sowohl der freien Gewerkschaften als auch der Nationalsozialisten auf sich gezogen. Als er nun auch die Gründung einer NSDAP-Betriebszelle zu verhindern suchte, wurde er in „Schutzhaft“ genommen. Die NSDAP begründete diesen Schritt propagandistisch damit, dass er aufgrund großer Erregung innerhalb der Arbeiterschaft zu seinem eigenen Schutz inhaftiert worden sei.¹⁹⁸

Zugleich behauptete sie, die Arbeiterschaft werde dies begrüßen: *»Wenn Herr Dr. Schott eben glaubt, gegen den Strom der Zeit schwimmen zu können, muß er auch die Folgen hieraus tragen. Auf alle Fälle wird der Nationalsozialismus alle Hindernisse aus dem Weg räumen, die sich dem deutschen Sozialismus widersetzen wollen. Auch wenn es sich hierbei um einen Herrn Dr. Schott handeln sollte.«¹⁹⁹*

Von Zustimmung kann freilich keine Rede sein. Auch wenn die politische Gesinnung von Dr. Ehrhart Schott in der Arbeiterschaft auf Ablehnung stieß, so hatte er innerbetrieblich eine unangefochtene Position.

Vier Tage später war auch in der »Volksgemeinschaft« keine Rede mehr von Zustimmung durch die Arbeiterschaft. Vielmehr war von Unruhe die Rede: »Um die Beunruhigung, welche durch die letztwöchentliche Inhaftierung des Herrn Dir. Dr. Ehrh. Schott innerhalb der Belegschaft der Leimener Zementfabrik getreten war, beizulegen, hat sich Herr Dir. Schott im Einvernehmen mit der Hauptverwaltung der Zementwerke entschlossen, sich von dem Aufsichtsrat beurlauben zu lassen. Er hat seine Tätigkeit in der Gesellschaft zunächst eingestellt.«²⁰⁰



Luftbild, ca. 1935.

Unter dem Diktat der NSDAP blieb Dr. Schott nichts anderes übrig, als am 9. Mai 1933 von seinen Ämtern zurückzutreten. Sofort nach dem Rücktritt von Dr. Schott fand im Werk Leimen eine Betriebsversammlung statt, in welcher der Kommissar für Gewerkschaftsfragen Hormuth sprach: »Was die Sozialdemokraten und die Kommunisten jahrelang der Arbeiterschaft versprochen aber niemals fertig brachten, ist in kürzester Zeit der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation gelungen. Sie hat in einen Betrieb, dessen unsoziale Einstel-



Propagandaufmarsch mit Umzugswagen des Zementwerks, ca. 1938.

lung seit Jahren gerügt wurde, hineingeleuchtet und wird nicht weichen bis Ordnung geschaffen ist. ... Mit dem Rücktritt des Dir. Dr. Schott dürfte endlich die ersehnte Beruhigung im Betriebe des Zementwerks eintreten. Wir unterlassen es nicht zu erklären, daß an der nationalen Einstellung des Dr. Schott nicht zu zweifeln ist. Umso bedauerlicher aber die Tatsache, daß Dr. Schott es nicht verstanden hat, den notwendigen sozialen Ausgleich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herzustellen.«²⁰¹

Damit hatte die Gleichschaltung der Portland-Cement-Werke Heidelberg ihren Anfang genommen. In allen Werken wurden Betriebszellen eingerichtet und Betriebsobmänner eingesetzt. Letztere wachten in den Werken über die politischen Einstellungen. Sie übten häufig dort, wo die Werksleiter nicht selbst Nationalsozialisten waren, einen starken Druck auf diese aus und gebärdeten sich selbst als eigentliche Werksleiter.²⁰²

Im Vorstand der Portland-Cement-Werke Heidelberg gab es, abgesehen von der „Beurlaubung“ von Dr. Ehrhart Schott

und dem krankheitsbedingten Ausscheiden von Adolf Schott zu Jahresende 1933, zunächst nur geringe Veränderungen. Für letzteren kam Dr.-Ing. Wilhelm Brans (bis Ende 1937) neu hinzu. Im Vorstand saßen außerdem noch Ernst Kobe (bis Anfang 1945) und Generaldirektor Otto Heuer (bis 1941). Dennoch war schon unmittelbar nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten ein Stimmungsumschwung im Geschäftsbericht zu merken. Im Bericht des Vorstandes für das Jahr 1932 vom 17. Mai 1933 hieß es:

»Auch im Jahre 1932, einem Jahre, in dem das gesamte deutsche Wirtschaftsleben infolge der politischen Erschütterungen zusammenzubrechen drohte, ist es gelungen, die kaufmännischen und industriellen Aufgaben unserer Gesellschaft so zu lösen, dass der Besitzstand ungefährdet blieb. ...

Wir haben es in Verfolg der Regierungsrichtlinien für notwendig erachtet, mit einem Teil unserer Werke schon im April und Mai in Betrieb zu gehen, das heißt also frühzeitiger, als es mit Rücksicht auf die vorhandenen Vorräte erforderlich gewesen ist. Wir wollen uns damit absichtlich und grundsätzlich in den Kampf unseres Volkes um Arbeit und Brot einschalten.«²⁰³

Noch deutlicher fällt der Vorstandsbericht im Geschäftsbericht 1934 und auch in der Folgezeit aus:

»In machtvoller und von größter Schaffensfreude getragener Energie ist das deutsche Wirtschaftsleben im Jahre 1934 unter der nationalsozialistischen Staatsleitung der Erstarkung und dem Ziele



Umzugswagen im Fabrikhof, ca. 1938.

seiner inneren Gesundheit nähergeführt worden ... Im gleichen Grade hat die Bauwirtschaft an der erfolgreichen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit teilgenommen, wobei es konjunkturpolitisch von Wichtigkeit war, dass aufgrund des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 die früheren Lohnkämpfe ausgeschaltet wurden, während die Lebenshaltungskosten zukünftig der Überwachung des Preiskommissars unterstellt werden.«²⁰⁴

Im Jahr 1937 kam es zu weiteren Veränderungen im Vorstand. Zu stellvertretenden Vorstandsmitgliedern wurden Dr.



Betriebsappell am 22. Dezember 1934.

Fritz Gramesbacher (bis Ende 1942) und Dipl.-Ing. Erich Schmidt bestellt. 1939 kam Emil Scheck als weiterer Stellvertreter hinzu (ab 1941 bis 1945 Vorstand). Mit Kriegsbeginn verstärkte sich die politische Einflussnahme der Nationalsozialisten zunehmend. 1940 wurde Dr. Werner Koch als Vertreter (ab 1941 bis 1945 Vorstand) in den Vorstand berufen. Als Otto Heuer 1941 in den Ruhestand ging, übernahm Dr. Josef Kellerwessel den Vorstandsvorsitz. Diese Vorstandskonstellation mit Emil Scheck, Dr. Werner Koch und Ernst Kobe blieb bis zum Kriegsende bestehen.²⁰⁵



1. Maifeier im Steinbruch, 1934.



Frau vor der Reparaturwerkstatt, ca. 1940.

In Leimen trat Dr. Leonhard Meyer die Nachfolge Dr. Schotts an. Unter seiner Führung fand am 12. Oktober 1934 eine große Luftschutzübung mit der gesamten Belegschaft statt. Am 22. Dezember 1934 folgte im Fabrikhof der erste Betriebsappell.²⁰⁶

Das Ausmaß der „Machtergreifung“ wird in der Betriebsordnung des Jahres 1938 deutlich: »Führer und Gefolgschaft des Betriebes bilden eine nationalsozialistische Betriebsgemeinschaft, die auf der Grundlage des gegenseitigen Vertrauens, der Treue und der Ehre aufgebaut ist.

Vorbehaltloses Bekenntnis zum nationalsozialistischen Staat und Einsatzbereitschaft für die Volksgemeinschaft sind daher unerlässliche Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Betriebsgemeinschaft.«²⁰⁷

Von allen Gefolgschaftsmitgliedern unter 35 Jahren wurde erwartet, dass sie sich der Partei oder ihren Gliederungen zum aktiven Dienst zur Verfügung stellten. Eine Teilnahme an regelmäßigen Betriebsappellen war selbstverständliche Pflicht. Auch die politischen, weltanschaulichen und berufsbezogenen „Schulungen“ der DAF sollten regelmäßig besucht werden.²⁰⁸

Aber damit nicht genug: »Die Pflicht zur Erhaltung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit erfordert, daß jedes Gefolgschaftsmitglied von den Möglichkeiten zur Körperlichen Ertüchtigung in Betriebs-sportstätten, in den nationalsozialistischen Formationen, in KDF-Sportkursen oder in Sportvereinen Gebrauch macht.«²⁰⁹

Die propagandistischen Aktivitäten der NSDAP und ihrer Unterorganisationen bestimmten den gesamten Betriebsablauf. Die Teilnahme der Arbeiter zum Beispiel am sogenannten „Reichsberufswettkampf“ wurde mit einem Tag Sonderurlaub belohnt. Alle entstehenden Kosten einschließlich Lohnausfall wurden übernommen und ein zusätzliches Urlaubsgeld gewährt. Am 1. Mai, dem „Tag der nationalen Arbeit“, gab es ebenfalls Sonderzuwendungen.²¹³

Ansonsten waren die Löhne der Arbeiter und Arbeiterinnen unter das Niveau des Jahres 1925 gefallen. Die Mindestlohnfestsetzung war zwischen Männern



Umkleideräume im Badhaus, ca. 1937.

und Frauen höchst unterschiedlich und nach Alter gestaffelt. So erhielten 18-jährige Arbeiterinnen mit 29 Reichspfennig Stundenlohn nur etwa 60 % des Stundenlohnes eines ungelernten Arbeiters. Ein gelernter Arbeiter kam in derselben Altersklasse immerhin auf 60 Reichs-

pfennig. Die gewährten Familienzulagen erhöhten den Stundenlohn um einen Reichspfennig pro Kind. Dieser Zuschlag war aber entsprechend der nationalsozialistischen Rassenideologie an den Nachweis eines „Erbgesundheitszeugnisses“ geknüpft.²¹

Die umfassende Kontrolle durch die NS-Betriebszellen und Betriebsobmänner führte dazu, dass jede kritische Äußerung und Handlung gegen »Volk, Partei und Staat«, wie es im gängigen Sprachgebrauch hieß, verfolgt wurde. Die Folgen reichten von Entlassung bis zur Inhaftierung durch die SS.²²

Die Zementindustrie war im nationalsozialistischen Deutschland zu einer Schlüsselindustrie aufgestiegen. Die günstige wirtschaftliche Entwicklung, die die Zementindustrie durch die staatlichen Baumaßnahmen nahm, blieb bei der Firmenleitung und den Beschäftigten nicht ohne Auswirkungen. Die Zustimmung zum Kurs der Reichsregierung war allorts erkennbar.²³

Trotz der spürbaren Belebung der Wirtschaft konnte in Leimen auch 1934 noch kein Dauerbetrieb erreicht werden. Am 2. Januar 1934 nahm das Werk nach den alljährlichen Wartungsarbeiten den Betrieb wieder auf, musste aber bereits am 30. Januar 1934 wegen Überfüllung der Lager erneut stillgesetzt werden. Erst im April nahmen Steinbrüche und Fabrik den Betrieb wieder auf, arbeiteten allerdings den Rest des Jahres ohne Unterbrechungen.²⁴

Die bereits Ende der 1920er Jahre begonnenen technischen Umbauarbeiten wurden jetzt intensiviert. Mit Energie gingen nun die Arbeitsdienste daran, auch das äußere Erscheinungsbild des Werks den nationalsozialistischen Fiktionen von Ordnung und Sauberkeit anzupassen. Insbesondere die Sozialeinrichtungen erfuhr eine grundlegende Modernisie-



Lehrlingsausbildung ca. 1937.

rung. Eine neue Lehrwerkstatt entstand auf der Westseite des Werks. Neue Waschräume wurden in einem Anbau an das Schwimmbad eingerichtet und die Kantine instand gesetzt. Zahlreiche in den Krisen Jahren begonnene Reparaturen und Erneuerungen, wie die des Fabrikdachs, der Gleisanlagen und der Telefonanlage konnten jetzt rasch zu Ende geführt werden.²¹⁵

Im Jahr 1937 war Vollbeschäftigung erreicht. Von dem Zeitpunkt an kam es zu einer Verknappung von Arbeitskräften. Als Reaktion darauf wurden die betrieblichen Rationalisierungsmaßnahmen forciert. Die sich seit Jahren abzeichnende Tendenz des Übergangs auf leistungsfähige Großaggregate wurde jetzt konsequent verfolgt. Bislang geschah die Rohmehlaufbereitung noch mit 35 alten Griffmühlen. In der Zementmühle arbeiteten ebenfalls 26 Griff- und 4 Rohmühlen.²¹⁶

Auch die Krafterzeugung erfolgte immer noch mit vier Dampfmaschinen aus den Jahren 1902 und 1912. Diese trieben die verschleißanfälligen 120 m langen Transmissionen im Ofenbetrieb und drei je 80 m lange Transmissionen in der Rohmühle. Durch die Anschaffung einer Dampfturbine zur elektrischen Energieerzeugung wurde es schließlich möglich, die Mühlenantriebe ebenfalls zu elektrifizieren. Im Jahr 1937 konnte eine aus vier Kugelmühlen bestehende neue Zementmühle in Betrieb genommen werden.²¹⁷



Neue Zementmühle, ca. 1937.

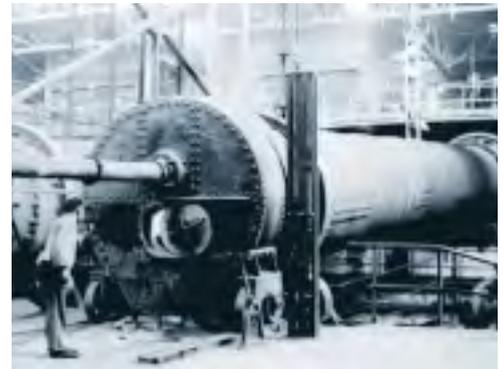


Fassküferei kurz vor der Stilllegung, ca. 1934.

Weitere Verbesserungen betrafen die Kohlenzuführungstransmission. Deren Riemenantrieb zur Haupttransmission wurde durch Renoldketten ersetzt. Ebenso wurden die Klinkerbänder eingehaust und damit die Staubverwehungen minimiert. Die Ofenkapazität wurde 1938 durch den Einbau des Ofens 17 erweitert.²¹⁸

Zweiter Weltkrieg

Neben dem Autobahnbau hielten die gewaltigen Rüstungsmaßnahmen und Kriegs-



Brennerstand eines Abhitzeofens, ca. 1940.

vorbereitungen der Nationalsozialisten mit etwa 60 Mrd. RM die Baukonjunktur auf Hochtouren. Allein der Bedarf für den Westwall und die Wehrmacht belief sich 1938 auf 8,4 Mio. Tonnen, daneben fiel der Bedarf für die Reichsautobahnen mit 1,8 Mio. Tonnen bescheiden aus. Die deutsche Zementindustrie war somit frühzeitig in die Vorbereitungen für den Krieg hineingezogen worden. Anders als im Ersten Weltkrieg wurde sie daher rechtzeitig als »kriegswichtig« eingestuft. Per ministerieller Weisung vom 30. August 1939 blieben sämtliche Zementwerke nach dem Kriegsausbruch im September 1939 in voller Produktion, um den Bedarf an Luftschutzbunkern, Rollfeldern, Kasernen usw. decken zu können.²¹⁹

Der Einsatz von Kriegsgefangenen, Zivilarbeitern und Zivilarbeiterinnen in der Zementindustrie war mit dem Kriegsbeginn am 1. September 1939 durch die Einberufung vieler Arbeiter und Angestellter notwendig geworden. Da Zement als kriegswichtiger Stoff eingestuft wurde, mussten die Zementwerke vom Rüstungsministerium vorgegebene Kontingente produzieren. Die Zuteilung von zivilen Arbeitskräften erfolgte über die zuständigen Arbeitsämter. Für die Zuteilung von Kriegsgefangenen war das Oberkommando des Heeres zuständig.

Das Werk Leimen war, wie alle Zementwerke, als kriegswichtiges Unternehmen von Einberufungen bis zum Frühsommer 1940 weitgehend verschont geblieben. Der Erlass GB-Bau VI/1925/40 g Zement 1193 vom 3. Mai 1940 und Dienstverpflichtungen boten anfangs einen ge-



Arbeiterin und Arbeiter bei der Herstellung von Betondeckenbalken in der Zementwarenfabrik, ca. 1940.

wissen Schutz für die Beschäftigten. Zugleich versuchte man, durch verstärkten Einsatz von Frauen den sich allmählich bemerkbar machenden Arbeitskräftemangel auszugleichen, was aber ideologischen Schwierigkeiten begegnete. Bis zum Oktober 1944 waren 24 deutsche, aber keine ausländischen Frauen im Ze-

mentwerk eingesetzt. Im Betonwerk waren dagegen von den insgesamt 73 Personen, die von 1942 bis 1945 dort zum Einsatz kamen, 48 Ostarbeiterinnen. Offenbar wurde bei der Beschäftigung deutscher Frauen auf eine striktere Trennung von den Ostarbeiterinnen geachtet, als dies bei den Männern der Fall war.

Die meisten Ostarbeiterinnen und Ostarbeiter waren zunächst über das Arbeitsamt angeworben worden und überwiegend freiwillig aus den Protektoraten zum Arbeitseinsatz ins Reich gekommen.²²⁰

Spätestens im Juni 1940 wurde die Anwerbung polnischer Arbeitskräfte



Die Lehrlinge konnten zumeist ihre begonnene Ausbildung noch zu Ende bringen, wurden dann aber überwiegend ab 1942 zum Kriegsdienst herangezogen.

schwierig, weil diese fast vollständig in der Landwirtschaft zum Einsatz kamen. Die zur Verfügung stehenden ausländischen Zivilarbeiterkontingente waren vollständig ausgeschöpft, so dass Leimen nicht zum Zuge kam. Um dem sich abzeichnenden Arbeitskräftemangel wirksam begegnen zu können, sollten auf Anweisung des technischen Zentralbüros Vorbereitungen für die Aufnahme von Kriegsgefangenen getroffen werden, da auf diesem Wege schneller und einfacher die notwendigen Arbeitskräfte beschafft werden könnten. Die Beschäftigung von Kriegsgefangenen stieß allerdings bei den Werksleitern auf wenig Gegenliebe, so dass die Aufforderung zum Bau von gesicherten Unterkünften mehrfach ergehen musste.²²¹



Geplante Metallspende des Sängervereins des Zementwerks Leimen zum Geburtstag des Führers im Jahr 1940. Tatsächlich ist es aber nicht zum Einschmelzen dieser Pokale gekommen, da etliche der abgebildeten Stücke noch vorhanden sind.

Die bis dahin geringen Einberufungszahlen hatten offenbar noch zu keiner Alarmstimmung geführt. Die Zahl der in den Geschäftsberichten veröffentlichten Kriegstoten unter den ca. 3'000 Beschäftigten der Portland-Zementwerke Heidelberg hatte bis zum September 1941 „nur“ bei 13 gelegen. Im Jahr 1941 waren 29, im Jahr 1942 39 Kriegstote zu beklagen.²²²

Die Zurückhaltung der Werksleiter war sicherlich auch darin begründet, dass der Sicherungsaufwand für Kriegsgefangene im Vergleich zu Zivilarbeitern wesentlich größer war. Immerhin mussten meist Wachmannschaften aus der Belegschaft gestellt werden.

Die Lebensbedingungen der einzelnen Ausländergruppen waren durch eine bis in Kleinigkeiten reglementierte, strikte

Hierarchie gekennzeichnet. Arbeiter aus den besetzten Westgebieten und den verbündeten Ländern mussten zwar ebenfalls überwiegend in Lagern leben, erhielten aber etwa die gleichen Löhne und Lebensmittelrationen wie deutsche Arbeiter.

Obwohl die Zustände in den Ostarbeiterlagern katastrophal waren, war von dort nur geringes Aufbegehren zu erwarten. Die Politik der verbrannten Erde hatte in den Frontgebieten der Sowjetunion zerstörte Landschaften hinterlassen. Für manchen Deportierten schien die Arbeit im Reich, gegenüber der Aussicht, in der Heimat zu verhungern, das kleinere Übel. Anders war die Situation bei Niederländern oder Italienern. Obwohl diese als privilegierte Gruppen vergleichsweise gut behandelt wurden, waren hier Fälle von Arbeitsflucht und Auflehnung sehr häufig. Da diese ihre Tätigkeit im Reich oft nach den Maßstäben normaler Arbeitsmigration beurteilten, mussten sie ihre Lage als Fremdarbeiter als rechtlos, entwürdigend und unzumutbar empfinden. Ostarbeiter, die oft nach wochenlangen Transporten ohne Verpflegung in Deutschland auf das Schlimmste gefasst waren, konnten sich mit den tatsächlich vorgefundenen Verhältnissen manchmal leichter arrangieren.



Reparaturwerkstatt, ca. 1938.



Steinbrucharbeiter, ca. 1938.

Durch die Ausgabe von Merkblättern an die Bevölkerung über den Umgang mit Kriegsgefangenen versuchten die zuständigen Behörden und vor allem die Gliederungen der NSDAP die rassistischen Grundlagen des NS-Staates durchzusetzen. Es gibt allerdings Beispiele, die zeigen, dass dies nicht vollständig gelang.²²³

Im Juni 1940 hatte Leimen 50 Kriegsgefangene beim Arbeitsamt beantragt. Früher als erwartet trafen die Kriegsgefangenen am 17. Juli 1940 um 15 Uhr vom Stammlager Frankenthal per Lastwagen im Werk ein. Angekündigt waren die Kriegsgefangenen auf 18 Uhr. Laut Listen wurden 58 französische Kriegsgefangene in das Werk Leimen gebracht. Von diesen wurden aber vermutlich 8 bis 10 sofort wieder zurückgeschickt.²²⁴

Das eiligst erbaute Barackenlager war beim Eintreffen der Kriegsgefangenen noch nicht fertig gestellt. Die Fenster hatten keine Vergitterung und es war keine Umzäunung vorhanden. Bei den Sicherungsmaßnahmen hatte das Werk offenbar Gleichgültigkeit walten lassen, so dass auf Anweisung der militärischen Wachmannschaft in aller Eile Maschen- und Stachelzaun beschafft werden musste.²²⁵

Die Wache bestand aus vier Personen und war in einem an das Gefangenenlager angeschlossenen Gebäude mit separatem Eingang untergebracht. Eine Hälfte der Kriegsgefangenen war bei Tag, die andere Hälfte bei Nacht beschäftigt. Da die Gefangenen im ganzen Betrieb zerstreut beschäftigt wurden, erfolgte während der Arbeitszeit keine Bewachung.²²⁶



Sackverladung, ca. 1938.

Aus der Tatsache, dass immerhin 20 % der aus dem Stammlager nach Leimen transportierten französischen Kriegsgefangenen für den harten Einsatz im Zementwerk nicht zu gebrauchen waren und zurückgeschickt wurden, lässt sich die Verfassung der Häftlinge erahnen. Der Führer der Wachmannschaft Müller berichtet über den Zustand der Kleidung am 31. August 1940: »16 ohne Unterhosen, 13 ohne Socken und Fußlappen, 22 keinen Mantel, 11 keinen Waffenrock, 4 kein Hemd. Außerdem werden dringend Holzschuhe benötigt, da die Lederschuhe im Steinbruch sonst zu schnell verschleifen würden.«²²⁷

Zu diesem Zeitpunkt gelang es noch, die Kriegsgefangenen aus Kleiderspenden und Zuweisungen aus dem Landratsamt einzukleiden. Für einen vollen Arbeitsmonat zu 26 Tagen erhielt ein Kriegsgefangener 19,84 Reichsmark, wovon

2,79 Reichsmark für Kleidung und 0,31 Reichsmark Lagermiete abgezogen wurden. Durch zwei tägliche Überstunden konnte er noch 5,20 RM hinzubekommen. Die Arbeitszeit betrug auch für die deutschen Arbeitskräfte täglich 10 Stunden bei sechs Arbeitstagen.²²⁸

Für die Lager der Zivilarbeiter war der Betriebsführer, ab 1942 Waldemar Kemmann, zuständig. In den Unterkünften auf dem Werksgelände und im Steinbruch Leimen wurden täglich Lagerkontrollen durchgeführt. Der Lagerälteste musste gegenüber der Werksleitung für die Sauberkeit und Ordnung gerade stehen. Strafen bei etwaigen Verfehlungen wurden in Form von Sonntagsarbeit, Geldstrafen oder Urlaubssperre gehandelt. In Einzelfällen hat es Überstellungen an die Gestapo gegeben. Neben den Ostarbeitern und Ostarbeiterinnen arbeiteten Italiener, Niederländer und Franzosen im

Zementversand des Werks Leimen 1919 – 1945



Werk. Zum Einsatz russischer Kriegsgefangener ist es in Leimen nicht gekommen, da offensichtlich keine getrennten Unterkünfte bereitgestellt wurden. Diese Personengruppe wird daher im weiteren auch nicht näher beleuchtet. Nennenswerte Vorkommnisse sind lediglich von den Niederländern bekannt. Unter ihnen befanden sich Apotheker, Techniker, Studenten, Betriebswirte und Beamte, die anlässlich einer Demonstration gegen die deutsche Besatzungsmacht 1940 in den Niederlanden verhaftet worden waren.²²⁹

Trotz großer Anstrengungen war es nicht möglich, die Vorkriegsproduktion zu halten. Im Jahr 1942 war durch Arbeitskräftemangel der Versand auf 30 % des Wertes von 1938 eingebrochen. Unter Aufbietung aller Kräfte konnte eine vorübergehende Steigerung erreicht werden. Die militärischen Rückschläge führten aber zum Abzug weiterer Arbeitskräfte, für die Ersatz geschaffen werden musste.

Bis März 1944 waren durchschnittlich 50 Kriegsgefangene, Zivilarbeiter und Zivilarbeiterinnen beschäftigt. Durch stark gestiegene Rüstungsaufträge, vor allem im Betonwerk, wo im März 1944 allein 25 Ostarbeiterinnen hinzukamen, stieg

die durchschnittliche Gesamtzahl der ausländischen Arbeitskräfte kurzzeitig auf über 150. Bei den zuletzt eingetroffenen Arbeitskräften handelte es sich zumeist um zwangsrekrutierte Personen. Zum Einsatz von KZ-Häftlingen, die meist in geschlossenen größeren Gruppen von 500 Personen arbeiteten, ist es bei den Portland Zementwerken Heidelberg nicht gekommen.²³⁰

Stunde Null und Wiederaufbau

Das Kriegsende und die Besetzung Deutschlands durch die Alliierten Truppen 1945 brachte auch für die Portland-Zementwerke Heidelberg einschneidende personelle Veränderungen. Innerhalb von wenigen Monaten wurde der gesamte Vorstand entlassen. Im Oktober 1945 übernahm der inzwischen 66-jährige Dr. Ehrhart Schott zusammen mit zwei weiteren Treuhändern die Leitung des Unternehmens.

Im März 1946 wurden die drei Treuhänder durch einen ersetzt und Ehrhart Schott durch den inzwischen wieder in Funktion getretenen Aufsichtsrat zum Vorstandsmitglied bestellt. Die kaufmännische Seite konsolidierte sich erst später, so dass Dr. Schott bis 1949 die alleinige



Fahrzeugwaage am Westtor. Silofahrzeuge wurden ab 1949 eingesetzt. Im Hintergrund die Lehrwerkstatt, ca. 1950.

Verantwortung für den Wiederaufbau der Gesellschaft und die Wiedereingangssetzung der Produktion trug.²³¹

Die Werke waren teilweise durch die Alliierten besetzt. So war in die Lehrwerkstatt in Leimen eine amerikanische Druckerei eingezogen. Die Abhitzeöfen 16 und 17 standen auf französischen Demontagelisten. Die fehlenden Nachrichten- und schwierigen Verkehrsverbindungen führten bei den weit verstreuten Betriebsstätten der Gesellschaft zu großen Problemen. Eine der größten Schwierigkeiten war die Neubesetzung der Werksleiter, um die Produktion rasch wieder voranzubringen. Nach wenigen Monaten war ein neuer Anfang gelungen. In Leimen fand Dr. Schott im bisherigen Betriebsleiter des Betonwerks, Wilhelm Haug, einen neuen Werksleiter. Die Leitung des Betonwerks übernahm Architekt Fritz Bachmann. Im Spätsom-

mer 1945 konnte Dr. Schott in Leimen wieder die erste Meisterbesprechung abhalten.²³²

Im Februar 1946 brachten die Amerikaner seinen alten Opel-Supper 6 als unbrauchbar wieder zurück. Dr. Schott entschloss sich kurzerhand, über Lengfurt, Burglengenfeld, Kiefersfelden nach München und Lochhausen zu fahren. Oberingenieur Bohmann vom Technischen Zentralbüro fungierte als Chauffeur. Das Auto wurde notdürftig fahrbereit gemacht.²³³ »Der Reservereifen paßte nicht ganz auf die Felgen, Benzin mußte zusammengebottelt werden, die Zündkerzen waren auch nicht vom besten, und es gab unterwegs mancherlei Pannen. Reifen mußten auf nächtlicher Autobahn im Schneetreiben geflickt werden, mangels Schneeketten mußte der Wagen manchmal herausgeschaufelt oder geschoben werden.«²³⁴

Zementversand des Werks Leimen 1945 – 1966





Neu errichteter Ofen 18 mit Planetenkühler. Maße 3 x 55 m, 1950.

Bei all diesen Dingen legte Dr. Schott unermüdlich Hand an. Die Übernachtungen auf diesen Fahrten im Winter 1945/46 waren meist sehr primitiv, manchmal in Räumen ohne Fenster und Türen.²⁰⁵

In Leimen war die Produktion im Jahr 1945 auf unter 50'000 t gefallen. Durch die Treuhänderschaft Dr. Schotts konnte die Zementproduktion sehr rasch wieder angefahren werden. Insbesondere die amerikanische Militärregierung war an einer raschen Wiederinbetriebnahme des Werks interessiert. Raschen Produktionssteigerungen standen einerseits die Engpässe in der Kohlenversorgung entgegen, andererseits fehlte qualifiziertes Personal. Ein Großteil der früheren Beschäftigten war entweder im Krieg getötet worden

oder befand sich in Gefangenschaft. Für den in Ruhestand getretenen Wilhelm Haug kam 1948 Dr. Alfred Beitlich. Auch er blieb nur zwei Jahre.

Am 1. Januar 1950 übernahm Dr. Georg Ruppert die Werksleitung in Leimen. Ende des darauf folgenden Jahres wurde er zugleich stellvertretendes Vorstandsmitglied. Nach der Bestellung zum Vorstand endete seine Werksleiterschaft am 31. Dezember 1954. In der Amtszeit von Dr. Ruppert wurden zahlreiche Weichen für die technische Erneuerung der Werke gestellt. In einer Huldigung anlässlich seiner Verabschiedung in den Ruhestand wurde ihm »Sparsamkeit, Initiative und unermüdliche Arbeitskraft« nachgesagt.²³⁶ Mit Dr. Erich Prophet, der am 1. Januar 1955 die Werksleitung über-

nahm, endeten die kurzzeitigen Werksleiterperioden und es begann eine längere Periode der Kontinuität.

Es war eine Zeit, in der es galt, sich von Traditionen zu lösen, die noch aus Zeiten der Syndikate stammten. Mit der Freien Marktwirtschaft begann eine neue Ära der wirtschaftlichen Entwicklung. Fortan hießen die neuen Schlagworte der Entwicklung: energiesparende Öfen, Mahltrocknungsmühlen mit Sichter, Großbohrlochschießen und gleislose Steinbruchfahrzeuge. Auch andere Geschäftsbereiche mussten neu überdacht werden. Die Frage der Existenzberechtigung des Betonwerks wurde neu gestellt. Bislang hatten die Befürworter des Weiterbetriebs die Oberhand. Solange das Betonwerk einen Großteil der Kosten erwirtschaftete, sollte die Firma als Werbeträger weiterbetrieben werden. Zunehmend musste



Dr. Georg Ruppert, ca. 1950.



Transmissionsgetriebene Dreherei, ca. 1955.



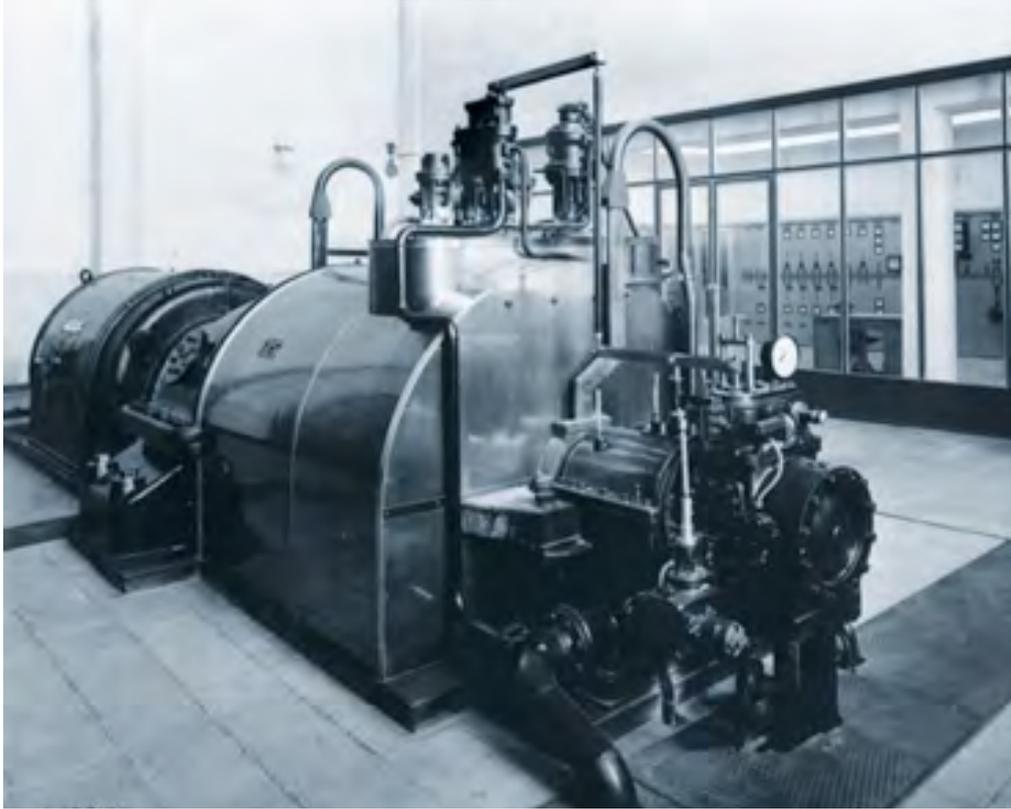
Luftbild, ca. 1955.

man sich aber auch der Frage stellen, ob das Werk nicht eigenen Zementkunden Konkurrenz machte.²³⁷

Nicht nur die technischen Produktionseinrichtungen mussten erneuert werden. Nach Auflösung der bisherigen Zementverkaufsstellen musste auch die gesamte Versandorganisation neu aufgebaut werden. Die Zeit zwischen Kriegsende und Währungsreform 1948 war durch Bewirtschaftungsmaßnahmen bestimmt. Durch die Zonengrenzen, die Kontingentierung und die begrenzten Produktionsmöglichkeiten der Werke war ein unmittelbarer Verkehr mit dem Abnehmerkreis entstanden. Als Folge davon entwickelte sich eine dezentrale Verkaufsorganisation in den Werken.²³⁸

Der durch den Wiederaufbau sprunghaft gestiegene Bedarf an Baumaterialien konnte zunächst kaum befriedigt werden. Im Jahr 1951 lief der Versand so gut, dass die Vorräte an Klinker und Zement im August erschöpft waren und ab September eine Kontingentierung erfolgen musste. Um der Nachfrage bei gleichzeitiger Kohlenknappheit nachkommen zu können, wurde im Februar 1951 die Erzeugung von Eisenportland-Zement aufgenommen. In der Zeit der größten Kohlenknappheit von Mai bis Juli 1951 erreichte der Versand von Eisenportland-Zement 80 % des Gesamtabsatzes.²³⁹

Der neu eingeführte PM-Binder, eine Mischung von Portlandzement und Rohmehl, fand reißenden Absatz. In der Anfangszeit wurde das Rohmehl bei der Klinkermahlung aufgegeben, was zu ungenügender Mahlfineinheit des Klinkers



Dampfturbine, ca. 1954.

fürte. Um die Zementproduktion nicht zu belasten, musste eine eigene PM-Binder-Mischanlage errichtet werden.²⁴⁰

Trotz der Beschaffungsprobleme von Kohle und Papiersäcken produzierte das Werk in den 50er Jahren fast ständig an der Auslastungsgrenze. Dies gelang nur deshalb, weil Dr. Schott, wie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, eine eigene Kohleaufbereitung betrieb. Er ließ in Bottrop in einer eigens dafür errichteten Anlage Schlammkohle aus der Emscher-Flusskläranlage trocknen. Auf diese Weise konnten bis zu 6'000 t Kohle pro Monat per Schiff von Duisburg nach Mannheim transportiert werden.²⁴¹

Der gesamte Werkskomplex befand sich Anfang der 50er Jahre noch in der geschlossenen Werkshalle aus dem Jahr

1896. Transmissionsgetriebene Maschinen waren immer noch im Einsatz. Obwohl bereits in den 30er Jahren der Wunsch bestand, die 120 m langen Transmissionsachsen im Ofenbetrieb durch Einzelantriebe zu ersetzen, musste die Haupttransmission der Abhitzeöfen 1-15 1952 noch einmal überholt werden.²⁴²

Technische Verbesserungen in den 50er Jahren führten zu einer stetigen Reduzierung von Betriebsstoffen. So sank der Verbrauch von Schamottsteinen für die Ofenausmauerung von 1949 bis 1954 von 2,54 auf 1,34 kg/t Klinker. Der Schmiermittelverbrauch reduzierte sich in dieser Zeit von 187 auf 122 g/t Klinker. Im gleichen Zeitraum fiel auch der Energieverbrauch von 2'043 auf 1'549 kcal/kg Klinker.

Die Verwendung der Ofenabgase zur Mahltrocknung führte nach anfänglichen Schwierigkeiten zum Erfolg. Das Problem bestand darin, dieselben Zugverhältnisse wie bei der Kohlenbefeuerung in den Mühlen einzustellen.²⁴³

Mit der wachsenden Zahl der Einzelantriebe, dem Einsatz von Großbohrgeräten in den Steinbrüchen und der feineren Mahlung des Rohmehls in der neuen Mahltrocknungsanlage stieg der Stromverbrauch. Mit der Inbetriebnahme einer neuen 14'000 KVA-Turbine im Jahr 1954 konnten 80 % der elektrischen Energie aus der Abhitze der Öfen selbst erzeugt werden. Den Dampf lieferten die Abhitzeessel hinter den Öfen 16, 17 und 18.

Im März und Juni 1953 wurden zwei Silo-Fahrzeuge der Firma Klinger für den Versand von losem Zement angeschafft. Innerhalb des ersten Jahres konnten so 31'207 t Silozement zum Kunden ge-



Dr. Erich Prophet, ca. 1954.



Aufmalen des neuen Firmenlogos auf die Lorenbahnbrücke über die Rohrbacher Straße, ca. 1962.



Lepolofen I, 1956.

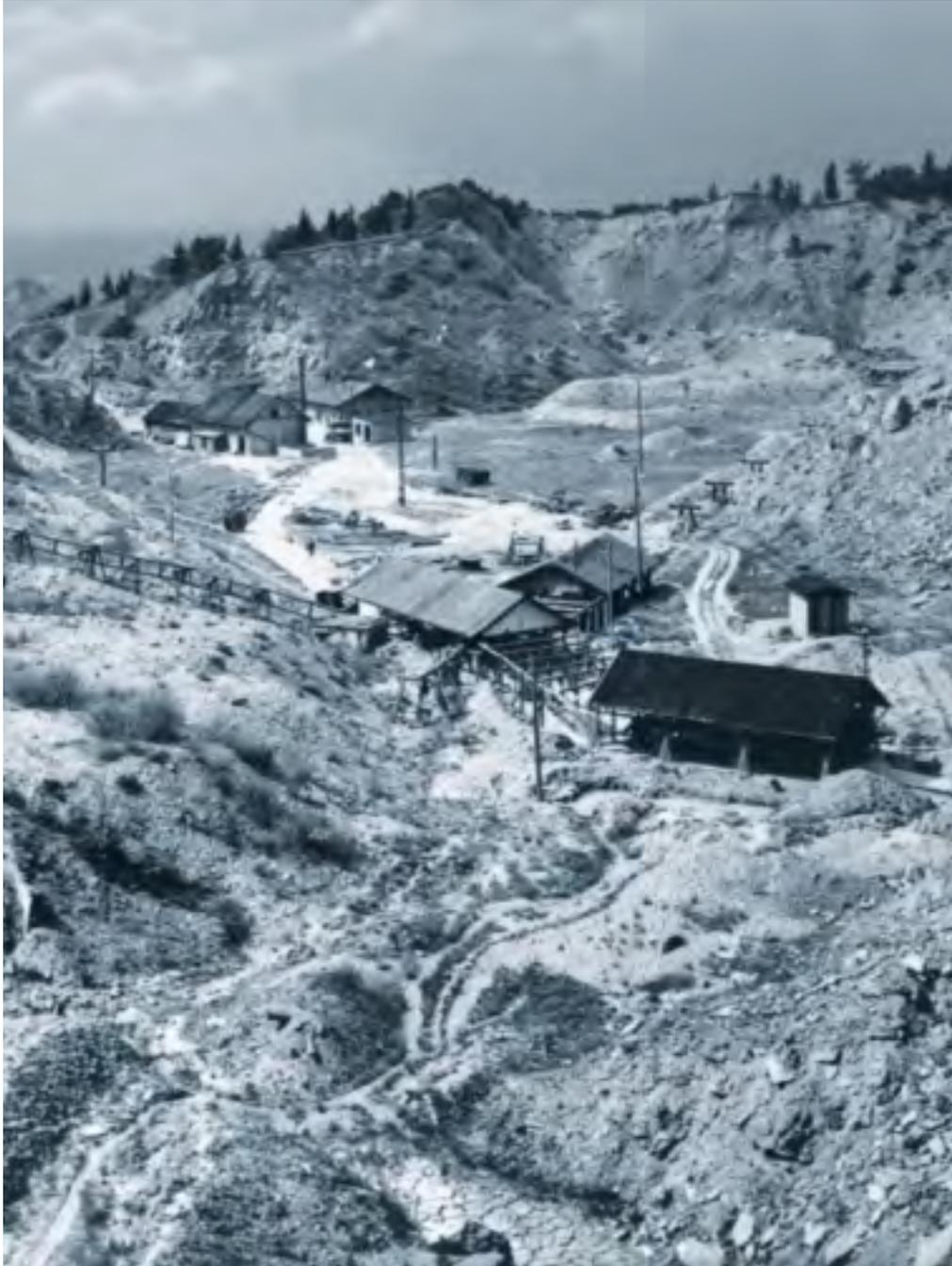
bracht werden. Die gute Resonanz bei der Kundschaft machte bald die Anschaffung weiterer Fahrzeuge nötig.

Ab Mitte der 1950er Jahre war nahezu Vollbeschäftigung erreicht. Eine weitere Expansion war nur durch Produktivitätssteigerung möglich. Seit dem 1. Mai 1957 wurde daher in allen Konzernwerken eine neue Schichtenteilung mit einer Obergrenze von 49 Wochenstunden eingeführt.²⁴⁴ Zu diesem Zeitpunkt war im Ausland stellenweise bereits die 40-Stundenwoche eingeführt, woraus sich ein Produktivitätsvorsprung ergab. Andererseits gab es gegen die Verringerung der Wochenarbeitszeit auch Widerstände in der Arbeiterschaft, da dies mit Einkommenseinbußen verbunden war.²⁴⁵

Trotz aller Fortschritte lag jetzt die Produktivität in Leimen im Vergleich mit anderen Konzernwerken an zweitletzter Stelle. Durch die veraltete Vorbrecherei und Rohmühle konnte die Arbeiterzahl nicht weiter vermindert werden. Der rasante technische Fortschritt der vergangenen zehn Jahre machte umfangreiche Investitionen nötig.²⁴⁶

Mit der Errichtung des Lepolofen (LO I), der eine Kapazität von 750 t/d hatte, war man in eine neue Dimension vorgestoßen. Der 3,6 x 40 m messende Ofen konnte nicht mehr innerhalb der Werkshalle untergebracht werden. Um Platz zu schaffen, wurden zwei ältere Öfen und Teile der Halle abgerissen.

Zahlreiche Investitionsaufgaben der zurückliegenden Jahre konnten nur mit Fremdkapital finanziert werden. Um das Verhältnis von Eigenkapital und Anlage-



Umlenkstation der Seilbahn. Der Stollen führte zu den Rolllöchern am Stupfelberg ca. 1938.

vermögen zu konsolidieren, führte das Unternehmen 1960 eine Kapitalerhöhung von 40 auf 60 Mio. Mark durch.²⁴⁷

Erst 1961 konnte die Produktion nach der Installation eines neuen leistungsstarken Lepolofens (LOII) mit einer Kapazität von mehr als 1'000 Tonnen pro Tag und einer modernen Elektrofilteranlage wesentlich erhöht werden. Dank der neuen Filteranlage, die damals bereits mit einem Staubabscheidegrad von mehr als 99 % arbeitete, war in Leimen die Zeit der weißen Dächer vorbei. 1964 wurden erstmals mehr als 1 Million Tonnen Zement produziert.

Von der Wüste zum Biotop

Seit der Erschließung des Geländes am Stupfelberg Anfang der 1930er Jahre hatte die Steingewinnung in Nußloch wesentlich an Bedeutung gewonnen. Die Abraumverhältnisse in Leimen hatten zu einer Verlagerung des Abbauswerpunkts nach Nußloch geführt, soweit die Transportkapazität der Seilbahn dies zuließ.

Die hohe Nachfrage nach Zement in den 50er Jahren und Transportengpässe aus dem Nußlocher Steinbruch führten dazu, dass der Steinbruch Leimen verstärkt zur Rohstoffgewinnung herangezogen wurde. Mit Hilfe des Einsatzes von drei Diesellokomotiven (Anschaffung 1951) und dem Neubau einer Kettenbahn zum Werk 1952 konnte der Anteil an gebrochenem Material aus dem Steinbruch Leimen bis 1954 auf 39 % gesteigert werden. Von Nachteil war jedoch, dass durch die intensive Nutzung immer



Untertageabbau mit Ahlmann Schaufelbagger, 1953.

mehr Abraum transportiert werden musste. Man stieß auf Abraumdecken mit einer Mächtigkeit von bis zu 30 m.

Diese steigenden Abraummengen führten zum Übergang auf den Untertagestollenbetrieb. Im Wesentlichen geschah der Untertageabbau durch die Erweiterung der bestehenden Stollen aus dem Rolllochbetrieb. Im Bergbaubetrieb wurden die Stollen 10 bis 15 m hoch ausgebrochen und mittels eines im Dezember 1953 angeschafften Ahlmann Schaufelbaggers in Loren verladen. Dadurch konnte für geraume Zeit sowohl im Leimener als auch im Rohrbacher Steinbruch Rohmaterialabbau zu wirtschaftlich vertretbaren Bedingungen stattfinden.²⁴⁸

In Nußloch gelangen Anfang der 1950er Jahre durch Aufgabe des Rolllochbetriebs und Übergang auf Großbohrlochsprengungen beträchtliche Produktivitätssteigerungen. Insgesamt verringerte sich die Belegschaft hier um 30 Mann. Durch die Aufstellung eines MIAG-Brechers und den Bau eines Verladestollens 1953 vermochte man die Seilbahnkapazität um 17 % zu steigern. Das gebrochene Gestein nahm weniger Raum in Anspruch und konnte leichter geschnauzt werden. Zusätzlich wurden Silos für gebrochenes Gestein aufgestellt. Im Bereich des Stupfelbergs wurden verschiedene Infrastrukturmaßnahmen getroffen sowie der Abbau durch Bagger- und LKW-Einsatz verstärkt.²⁴⁹

Seit Anfang der 1960er Jahre wurde der Steinbruchbetrieb in Leimen in dem Maße zurückgefahren, wie es gelang, die



Luftbild der stillgelegten Steinbrüche Rohrbach und Leimen, 1967.

Transportkapazität der Seilbahn nach Nußloch zu steigern. Die Bevorratung von Kalkstein im Werk war den Produktionssteigerungen nicht gefolgt und von der Menge wie vom Mischungsvermögen unzureichend. Deshalb wurden damals drei zusätzliche Schottersilos mit einem Fassungsvermögen von je 2'000 t gebaut. Damit entspannte sich die Situation sehr deutlich, jedoch war die Vergleichmäßigung des Rohmaterials vor dem Brennprozess immer noch nicht optimal. 1965 wurden deswegen mit der Fa. Claudius Peters zwei Chargenhomogenisiersilos gebaut, die später durch ein drittes Silo ergänzt wurden.²⁵⁰

1963 gelang schließlich die Erhöhung der Seilbahnleistung von 250 t/h auf 360 t/h, mit Auswechslung von 61 Seil-

bahnstützen. Der Betrieb der Seilbahn konnte jetzt von 3- auf 2-Schichtbetrieb umgestellt werden. Für die Anwohner war das nachts eine spürbare Geräuschminderung.²⁵¹

Die Abraumproblematik, immer wieder auftretende Qualitätsschwankungen beim Rohmaterial und die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Nußlocher Seilbahn führten schließlich Ende der 60er Jahre zur endgültigen Stilllegung der Steinbrüche in Leimen. Heute steht der Steinbruch in Leimen unter Naturschutz, der Rohrbacher Steinbruch ist vollständig rekultiviert.

Bis Anfang der 1980er Jahre waren die Gebiete Ameisenbuckel, Südfeld und Nordwand bis auf Reste abgebaut. Zu diesem Zeitpunkt waren im Stein-

bruch noch Vorräte für etwa 20 Jahre vorhanden. Die Zukunft des Werks war ungewiss.

Zu diesem Zeitpunkt begann der Abbau im neuerschlossenen Steinbruch Röder. Die Kalksteinqualität aus dem neuen Steinbruch Röder war wesentlich besser, als jedes Material, das in Nußloch bisher abgebaut worden war. Der Restabbau aus den alten Steinbrüchen ließ diesen Unterschied besonders deutlich werden. Werksleiter Günter Schneider prägte den später oft zitierten Spruch: *»Der liebe Gott und die Vorfahren haben uns zum Schluss das beste Material gelassen.«*²⁵²

Ende 1984 war daher die Planung und Beantragung einer Steinbrucherweiterung um 35 ha auf Baiertaler Gemarkung im Gange. Wenig später wurden 70 ha Steinbruchfläche am Stupfelberg im Schlangengrund, im Südfeld und an der Nordwand zur landwirtschaftlichen Nutzfläche und als Landschaftsschutzgebiet umgestaltet. Die landwirtschaftlichen Flächen konnten nach Erteilung der Erweiterungsge-
nehmigung im Dezember 1989 den Landwirten als Ersatz für die im Abbaugbiet entfallenden Felder übergeben werden. Damit hatte Leimen wieder für 25 bis 30 Jahre Material.²⁵³

Die derzeitige Gewinnung mit einer Größe von ca. 50 ha (offene Steinbruchflächen, Betriebsgelände, Restabbauflächen) beschränkt sich lediglich auf den östlichsten Teil. Heute reichen die Kalksteinreserven noch für 15 Jahre. Es war daher erforderlich, eine weitere Steinbrucherweiterung zu erwirken. Umfang-



Renaturierte Steilwand im Steinbruch Nußloch, 1996.



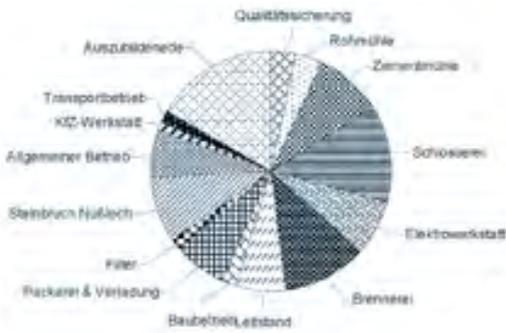
Lepolofen III, 1996.

reiche Bohrungen haben ein positives Ergebnis gebracht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das 1999 angelaufene Genehmigungsverfahren noch 2001 mit positivem Ergebnis abgeschlossen werden können. Die kurze Genehmigungszeit ist maßgeblich auf das jahrzehntelang gewachsene Vertrauen zwischen Werk, Genehmigungsbehörden und Gemeinden zurückzuführen.

Von den älteren Gewinnungsbereichen des Steinbruchs sind bereits 80 ha rekultiviert, bzw. renaturiert und somit einer landwirtschaftlichen Nutzung oder dem Bereich des Natur- und Vogelschutzes wieder zugeführt worden. An der Gestaltung der Landschaft für die Folgenutzung waren Fachleute von Naturschutz-, Landwirtschafts- und Forstverbänden sowie -behörden beteiligt.

Der Steinbruch Nußloch/Baiertal vereint durch seine vielfältig ausgebildeten Geländeformen eine ganze Reihe sehr unterschiedlicher Standorte, an denen sich viele Tier- und Pflanzenarten ihren Lebensraum schnell zurückeroberten. Dauerhaft oder periodisch wasserführende Kleingewässer, steile Felswände, Mager- und Halbtrockenrasen und verschiedene Wanderbiotope bilden die neue Heimat für viele inzwischen selten gewordene Pflanzen und Tiere. Eine Besonderheit stellen die auf flachgründigen, trockenwarmen Schwermetallböden (Reste mittelalterlicher Gewinnung von Silber, Blei und Zink) ausgebildeten Magerrasen und Saumbestände mit ihrer speziellen Schwermetallflora dar.²⁵⁴

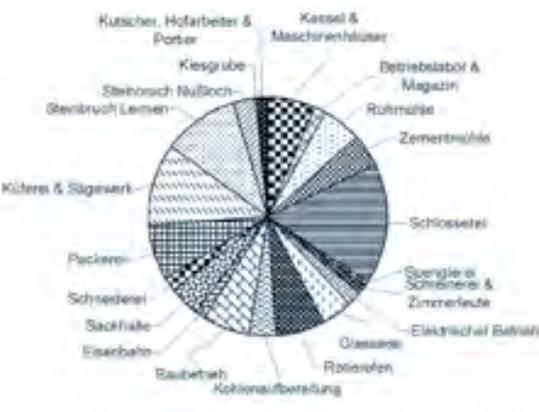
Anteil der Beschäftigten an den jeweiligen Betriebsabteilungen 2000



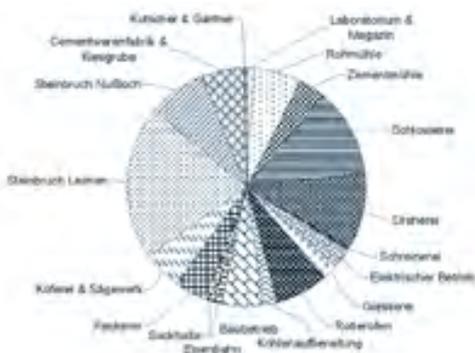
Zementversand des Werks Leimen 1967 – 2000



Betriebsabteilungen 1934



Betriebsabteilungen 1910



Krise und Chance

1972 nahm ein neuer Lepolofen (LO III) mit einer Leistung von 1'500 Tagedstonen als Ersatz für drei kleinere Öfen den Betrieb auf. Im Verbund mit dem neuen Ofen wurde 1973 die Schottermahlung auf Walzenschüsselmühlen umgestellt und die leistungsfähige Zementmühle VIII gebaut. In den Hauptaggregaten war das Werk Leimen somit gut ausgestattet und konnte nun wesentlich kostengünstiger produzieren. Es fehlte allerdings die periphere Infrastruktur, um diese großen Aggregate optimal zu betreiben und um ein Optimum an Qualität zu erzeugen.

Fortschritte in der Anlagentechnik wirkten sich auch auf den Zuschnitt der verschiedenen Produktionsgruppen und Abteilungen aus. Alte Berufe verschwanden und neue entstanden. Insgesamt führte die Entwicklung zu einem steilen Anstieg der Produktivität, aber auch zu einer starken Reduzierung der Mitarbeiterzahl. So sank die Zahl der Beschäftigten von 1952 bis 1972 von 803 auf 355.

Die unerwartet eingetretene Ölpreiskrise löste eine langanhaltende Rezession aus. Weitere notwendige Investitionen mussten aufgeschoben werden. Fortan war an eine Steigerung der Zementproduktion nicht mehr zu denken. Zum



Hermann Bestler, ca. 1975.



Schotterrundlager, 1996.



Silofahrzeuge befahren Tag und Nacht das Werk, 1996.

1. Mai 1975 übernahm Hermann Bestler die Werksleitung. Energiesparen war das überlaute Schlagwort jener Zeit. Herrmann Bestler nahm dieses Thema so ernst, dass das »Licht ausmachen« bei seinen Mitarbeitern geradezu zu seinem Markenzeichen wurde. Der Einsatz von Sekundärenergieträgern konnte 1981 mit der Altreifenverbrennung verwirklicht werden.

Am 1. Januar 1984 trat der bisherige Leiter der Betriebsabteilung im Technischen Zentralbüro, Günter Schneider, die Werksleitung an. Die Erneuerung der peripheren Infrastruktur war ihm ein besonderes Anliegen. Bislang hatten die enorm gestiegenen Qualitätsanforderungen noch keine Entsprechung in der Anlagenkonzeption gefunden. Günter Schneider fasste für sich das Hauptziel, im operativen Bereich eine umfassende Vergleichmäßigung sowohl des Brenngutes Ofenmehl als auch des Brennstoffmixes zu erreichen. Gleichmäßigkeit von Brenngut und Brennstoff führt zu geringerem Energieverbrauch (»wir sparen Geld«) und damit zu minimierten Emissionen (»wir schonen die Umwelt«) bei gleichzeitig höchstmöglicher Qualität (»wir sichern unseren Markt durch zufriedene Kunden«). Besonders problematisch war die bisherige Schottervorratshaltung. Mit einem Schottervorrat von 7'000 t war eine Ofenkapazität von 2'500 Tagestonnen Klinker zu versorgen. Die Vergleichmäßigung der Rohmischung konnte auf der Schotterseite nur unzulänglich durch ein katastrophal störanfälliges Schwingsieb und durch die Mischung verschiedener Schotterqualitäten beim Abzug aus den



Gutbettwalzenmühle, 1996.

Schottersilos hergestellt werden. Die einzige Homogenisierung erfolgte beim Rohmehl in den Chargenhomogenisiersilos der Fa. Claudius Peters, mit all den Schwächen, die dieses System bot.²⁵⁵

Die zu geringe Lagerkapazität hatte schwerwiegende Folgen: »Die moderne Walzenschüsselmühle musste jeden Sonntag um 12:00 Uhr abgestellt werden, weil im Werk der Schottervorrat nicht ausreichte. Somit musste in einer Zeit mit niedrigen Strompreisen ein energieintensives Aggregat abgestellt werden. Die fehlende Rohmehlmenge wurde dann an Werktagen

mit unwirtschaftlicheren Kugelmühlen mit höheren Strompreisen nachgefahren.«²⁵⁶

Eine Vielzahl, hier nicht einzeln aufzählbarer Verbesserungsschritte, wie der Einbau von Waagen- und Dosiermöglichkeiten, der Umbau der Homogenisierungsanlagen bis hin zum Einsatz eines Cross Belt-Analysators direkt hinter dem Brecher im Steinbruch, waren notwendig, um das Qualitätsniveau zu steigern und zu halten.

Durch den Bau eines Rundlager-Mischbettes für Schotter erhöhte sich die Lagerkapazität um ca. 15'000 t. Ein sich über viele Jahre hinziehender Prozess war die

Ertüchtigung der Elektroanlagen im ganzen Werk. Dabei wurde die Energieversorgung und besonders die Steuerungs-, Mess- und Regeltechnik erneuert und auf einen modernen Standard gebracht. Durch ihren hohen Informationsgehalt, durch ergonomisch gut gestaltete Bedienungseinrichtungen und durch intensive Schulung der Produktionssteuerer konnte der Betrieb störungsfreier und effektiver gefahren werden. Dieses Vorhaben ist auch heute noch nicht abgeschlossen.

Neben diesen Investitionen für die Wertsertüchtigung gab es in Leimen beim Antritt von Günter Schneider schwierige Personalprobleme, deren Lösung sich über Jahre hinzogen. Das Werkspersonal war stark überaltert. Im Meister- und Instandhaltungsbereich war dieser Zustand besonders ausgeprägt. Deshalb wurde sofort die Ausbildung der gewerblichen Berufe im Werk forciert. Den Schichtmeistern, bisher ohne Personalverantwortung, wurden Schichtgruppen zugeordnet und ihr Entscheidungsspielraum wurde erweitert. Die Überalterung dieser Führungsgruppe führte unvorhersehbar durch Krankheit und vorzeitiger Pensionierung zu einem Ausfall von 5 Meistern in einem Jahr.²⁵⁷

Im gesamten Werk, besonders in der Instandhaltung, nahmen viele Mitarbeiter die damals mögliche Frühpensionierung in Anspruch. Die Werkstätten leerten sich und mussten mit neuem Personal gefüllt werden. Günter Schneider erkannte diese Misere und wurde der Mitinitiator einer speziellen Weiterbildungsaktion für Handwerker, die intern und extern auf die Belange der Zementindustrie geschult



Dreizüiges Kamin, 1996.



Elektrische Gasreinigung, 1996.

wurden. Diese Maßnahmen haben sich im Werk Leimen und auch im Konzern positiv ausgewirkt. Das dadurch entstandene Qualitätsbewusstsein bei den Mitarbeitern der Instandhaltung führte in Verbindung mit einer detaillierten Jahresreparaturplanung zu sicher kalkulierbaren Produktionszyklen, die nur noch selten durch Anlagenausfälle unterbrochen werden. Der Begriff Notreparatur verschwand aus dem täglichen Sprachgebrauch. Die Delegation von Verantwortung an die Mitarbeiter war eine Selbstverständlichkeit geworden, die letztlich auch zu einem Team und zu einem hervorragenden Betriebsklima geführt hat.²⁵⁸

Eine wichtige Baumaßnahme war die Verlegung des Betriebslabors aus dem Verwaltungsgebäude in die Nähe des Ofenleitstandes. Hier erfolgte die erste, alle Produktionsstufen umfassende Laborautomation im Unternehmen. Diese besteht aus automatischen Probeentnahmestationen, einem RFA-Gerät und einem Diffraktometer mit Rohrpost und Probenaufbereitung. Etwa 1'000 Analysen von 140 Materialproben können so täglich untersucht und deren Ergebnisse als Korrekturbefehle in die Anlagen zurückgegeben werden.

Neben zahlreichen weiteren Verbesserungen war die industrielle Erprobung einer neuen Mahltechnik mit Gutbettwalzenmühlen bei der Zementproduktion 1985 ein besonderes Highlight für das Werk Leimen. Erstmals wurde ein neues Hochdruckzerkleinerungsverfahren in einem Zementwerk mit dem Ziel eingesetzt, die hochenergieintensiven Mahlprozesse wirtschaftlich günstiger zu ge-



Werksansicht von Osten, 1996.

stalten. Günter Schneider war es gelungen, dieses Forschungsvorhaben, das vom Bundesforschungsministerium, von den Firmen Polysius und Heidelberger Zement gemeinsam durchgeführt und finanziert wurde, nach Leimen zu holen. Leimen wurde damit zum Mekka aller Zerkleinerungsspezialisten. Heute wird diese Mühlenart weltweit in der Zementindustrie eingesetzt.

Die Zementmühlen VII und VIII wurden mit Walzenmühlen als Vorzerkleinerungsmühlen ausgerüstet. Insgesamt konnte damit eine Energieeinsparung von 22% realisiert werden. Die dadurch erzielte Erhöhung der Mahlleistung erlaubte die Außerbetriebnahme von zwei unwirtschaftlichen kleineren Zementmühlen.

1994 wurde im Werk eine Mischanlage in Betrieb genommen. Hier werden neben Kompositzementen auch Sonderbindemittel hergestellt, zum Beispiel für

Deponieabdichtungen oder für die sichere Einbindung von belasteten Stoffen. Ebenfalls 1994 konnten für beide Öfen neue Elektrofilter und ein neuer dreizügiger Kamin in Betrieb genommen werden. Der ästhetische Baukörper des Kamins ist nun das weithin sichtbare Wahrzeichen des Werks.

Das bis dahin vernachlässigte Werks-gelände war eines der Steckenpferde Günter Schneiders. In einigen Jahren gelang es ihm, einen ansprechenden Industriepark mit Grünflächen und historischen Maschinen aufzubauen. Die Zurschaustellung dieser Maschinen ist für ihn nicht Selbstzweck, sondern Teil eines identitätsbildenden Prozesses. Unter dem Motto »wer Vergangenheit hat, hat auch Zukunft« engagierte er sich stark für den Aufbau eines Firmenarchivs und -museums. Beide Einrichtungen nahmen 1996 die Arbeit auf.

Unter seiner Führung bekamen Umweltaspekte eine wesentlich größere Bedeutung. Durch die zunehmende Nutzung von Sekundärbrennstoffen wurden die Umweltauflagen für das Werk drastisch erhöht. Eine offene und konstruktive Zusammenarbeit mit den Genehmigungs- und Aufsichtsbehörden führte immer zu praktikablen Lösungen. Diese Praxis dokumentiert sich besonders in der Tatsache, dass das Werk Leimen als einziges Werk im Konzern 60% seines Wärmebedarfs mit Sekundärbrennstoffen decken darf. Altreifen, Altöl, Kunststoffreste und neuerdings auch Tiermehl werden energetisch genutzt. Zum Jahreswechsel geht Günter Schneider in den Ruhestand und übergibt die Werksleitung an Peter Lukas, der gleichzeitig Werksleiter des Werks Mainz-Weisenau ist.

Abbildungsverzeichnis

Heidelberger Zement Archiv

Seite 6 M-HV 518
Seite 8 M-HV 66
Seite 10 M-HV 65
Seite 14 M-ZWL 577
Seite 16 M-HV 68
Seite 18 M-HV 8
Seite 20 M-HV 108
Seite 22 M-ZWL 609
Seite 24 M-HV 113
Seite 26 M-HV 11
Seite 28 M-ZWL 1838
Seite 30 M-ZWL 601
Seite 32 M-ZWL 603, M-HV 69
Seite 34 M-ZWL 1839
Seite 36 M-ZWL 581, M-ZWL 1610
Seite 38 M-ZWL 1562
Seite 40 M-ZWL 580, M-ZWL 1973
Seite 42 M-ZWL 1611, M-ZWL 1762
Seite 44 M-ZWL 582, M-ZWL 1769
Seite 46 M-ZWL 613, M-ZWL 1856
Seite 48 M-ZWL 374, M-ZWL 373
Seite 50 M-ZWL 1857, M-ZWL 340
Seite 52 M-ZWL 547, M-ZWL 548
Seite 54 M-ZWL 61
Seite 56 M-ZWL 1840
Seite 58 M-ZWL 1929
Seite 60 M-ZWL 1373, M-ZWL 1366
Seite 62 M-ZWL 582, M-ZWL 1933
Seite 64 M-ZWL 575, M-ZWL 579
Seite 66 M-HV 314
Seite 74 M-ZWL 1927, M-ZWL 289,
Seite 76 M-HV 187
Seite 78 M-ZWL 565
Seite 80 M-ZWL 1935
Seite 82 M-ZWL 1780
Seite 84 M-ZWL 1779, M-ZWL 1937
Seite 86 M-ZWL 1775, M-ZWL 1934
Seite 88 M-ZWL 1936, M-ZWL 26, M-HV 320
Seite 90 M-ZWL 823, M-ZWL 655
Seite 92 M-ZWL 1787, M-HV 375, M-ZWL 1374
Seite 94 M-ZWL 1974, M-ZWL 783
Seite 96 M-ZWL 1940, M-ZWL 1941
Seite 100 M-ZWL 1947, M-ZWL 1799
Seite 102 ZWL 78
Seite 104 M-HV 322
Seite 106 M-ZWL 1812, M-ZWL 1818
Seite 107 M-ZWL 1410
Seite 108 M-ZWL 1949
Seite 110 M-ZWL 1922, M-ZWL 1938
Seite 111 M-ZWL 501

Seite 112 M-ZWL 183, M-ZWL 1918,
M-ZWL 1815
Seite 113 M-ZWL 1788, M-ZWL 1957
Seite 114 M-ZWL 620
Seite 115 M-HV 321, M-ZWL 779
Seite 116 M-ZWL 771, M-ZWL 1703,
M-ZWL 1950
Seite 117 M-ZWL 1955
Seite 118 M-ZWL 554
Seite 119 M-ZWL 569, M-ZWL 1959,
M-ZWL 1826, M-HV 319
Seite 120 M-ZWL 1960
Seite 121 M-ZWL 1825, M-ZWL 1781,
M-ZWL 1826
Seite 122 M-ZWL 1961
Seite 123 M-ZWL 848
Seite 124 M-ZWL 1311
Seite 125 M-HV 82, M-ZWL 1801
Seite 126 M-ZWL 1838, M-ZWL 1425
Seite 127 M-ZWL 1956, M-ZWL 1310
Seite 128 M-ZWL 1954, M-ZWL 1804
Seite 129 M-ZWL 61
Seite 130 M-ZWL 176
Seite 131 M-ZWL 1963
Seite 132 M-ZWL 1964, M-ZWL 1965
Seite 133 M-ZWL 1966
Seite 134 M-ZWL 1967, M-ZWL 1968
Seite 135 M-ZWL 1969
Seite 136 M-ZWL 1970, M-ZWL 1971
Seite 137 M-ZWL 1972

Generallandesarchiv Karlsruhe

69 Baden Sammlung 1995SI/550
Seite 66 (M-ZWL 1926)
Seite 68 (M-ZWL 143)
Seite 70 (M-ZWL 1932, M-ZWL 1930,
M-ZWL 146)
Seite 72 (M-ZWL 1931, M-ZWL 141)
Seite 74 (M-ZWL 291)

SPD-Ortsverein, Leimen

Seite 96 M-ZWL 1974
Seite 109 M-ZWL 1975

Roland Schmidt, Heidelberg

Seite 98 M-ZWL 1962

Grafiken

Seite 48, 98, 105, 123, 124, 133
HV 126, HV 155, HV161, ZWL 157, ZWL 156
Seite 76, 78, 80
HV 126

Steffen Fuchs, Heidelberg

Seite 5 M-ZWL 1980
Seite 7 M-ZWL 1721
Seite 9 M-ZWL 1726
Seite 11 M-ZWL 1697
Seite 13 M-ZWL 1981
Seite 15 M-ZWL 1685
Seite 17 M-ZWL 1701
Seite 19 M-ZWL 1717
Seite 21 M-ZWL 1982
Seite 23 M-ZWL 1743
Seite 25 M-ZWL 1755
Seite 27 M-ZWL 1742
Seite 29 M-ZWL 1707
Seite 31 M-ZWL 1983
Seite 33 M-ZWL 1747
Seite 35 M-ZWL 1715
Seite 37 M-ZWL 1719
Seite 39 M-ZWL 1710
Seite 41 M-ZWL 1705
Seite 43 M-ZWL 1711
Seite 45 M-ZWL 1984
Seite 47 M-ZWL 1712
Seite 49 M-ZWL 1727
Seite 51 M-ZWL 1709
Seite 53 M-ZWL 1698
Seite 55 M-ZWL 1855
Seite 57 M-ZWL 1985
Seite 59 M-ZWL 1687
Seite 61 M-ZWL 1689
Seite 63 M-ZWL 1700
Seite 65 M-ZWL 1690
Seite 67 M-ZWL 1713
Seite 69 M-ZWL 1704
Seite 71 M-ZWL 1706
Seite 73 M-ZWL 1744
Seite 75 M-ZWL 1695
Seite 77 M-ZWL 1732
Seite 79 M-ZWL 1741
Seite 81 M-ZWL 1722
Seite 83 M-ZWL 1724
Seite 85 M-ZWL 1720
Seite 87 M-ZWL 1723
Seite 89 M-ZWL 1718
Seite 91 M-ZWL 1734
Seite 93 M-ZWL 1728
Seite 95 M-ZWL 1729
Seite 97 M-ZWL 1731
Seite 99 M-ZWL 1730
Seite 101 M-ZWL 1779

Quellen

- 1 Zu diesen Themenbereichen existieren bereits ausführliche Darstellungen in der Literatur.: F. Quietmeyer: *Die Mörtelkunde von ihren ersten Anfängen bis zur zielbewussten Herstellung des Portlandzementes*, in: *Die deutsche Zementindustrie*, hrsg. von Riepert, Berlin 1927, S. 1-87; Schott, Friedrich: *Die Entwicklung der Fabrikation in Deutschland*, in: *Die deutsche Zementindustrie*, hrsg. von Riepert, Berlin 1927, S. 88-505; Lamprecht, Heinz-Otto: *Opus Caementitium. Bautechnik der Röhmer*, Düsseldorf 1984.
- 2 Bis zur Jahrhundertwende war der Romanzement vollständig vom Portlandzement verdrängt worden. Die Gründe dafür lagen in der wesentlich höheren Festigkeit des Portlandzements. Trotz des nahezu doppelt so hohen Preises des Portlandzements gegenüber dem Romanzement lieferte eine Zement-Sandmischung im Verhältnis 1 : 3 höhere Festigkeitswerte als ein Romanzementmörtel mit nur einem Teil Sand. Der fertige Portlandmörtel stellte sich damit billiger, was einen drastischen Preisverfall des Romanzements zur Folge hatte. Die Kleinhandelspreise betragen 1870 bis 1878 1,70 M, 1889 1,20 M und 1905 1,15 M pro Zentner, vgl. Schott, 1927, S. 76/91.
- 3 Quietmeyer, 1927, S. 68-78.
- 4 Unternehmensarchiv der Heidelberger Zement AG (nachfolgend zitiert als HZ-Archiv) HV 211: *Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim Actiengesellschaft. Festschrift zum 50-jährigen Geschäftsjubiläum*, Berlin 1910, S. 16f., vgl. auch HZ-Archiv HV 175: *Portland-Cement-Werk Heidelberg*, vorm. Schifferdecker & Söhne (Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen mit Zeugnissen), Heidelberg 1898, S. 4.
- 5 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 16f.
- 6 Schott, 1927, S. 100 f.
- 7 Weitere Ausführungen zur Familienstammbaum Schifferdecker und ihrem Wirken in Mosbach, vgl. Runow, Martin (Hrsg.): *Johann Philipp Schifferdecker – einer der erfolgreichsten Unternehmer, die in unserer Stadt geboren wurden*. In: *Mosbacher Jahreshaft* 8, 1998, S. 239-261.
- 8 Setzler, Wilfried u. a.: *Von Menschen und Maschinen. Industriekultur in Baden-Württemberg*. Stuttgart – Weimar 1998, S. 22.
- 9 Freimann, Willi: *Königsberg Pr. und seine Vororte. Eine Bild-Dokumentation*. Rendsburg 1988, S. 198.
- 10 *Die Stadt Leimen/Baden wird in diesem Jahr 1200 Jahre alt*, in: *Unser Bartenstein. Heimatkreisblatt Bartenstein/Ostpreußen* 42 (1991), H. 2 vom Juli, S. 39.
- 11 Runow, 1998, S. 248.
- 12 HZ-Archiv HV 160: *Leithäuser, Joachim: Firmengeschichte der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, 1860-1944*. Berlin 1944 (unveröffentlichtes maschinenschriftliches Manuskript), S. 28-29, vgl. dazu auch Runow, 1998, S. 249. Beide geben übereinstimmend das Geburtsdatum des Sohns mit 14. Jan. 1846 an. Runow hat offenbar die Namen und Leithäuser die Geburtsdaten der Töchter verwechselt.
- 13 Zit. nach Leithäuser, 1944, S. 249.
- 14 Leithäuser, 1944, S. 29. Leithäuser ist dabei allerdings eine Verwechslung der Töchter unterlaufen. Bei der späteren Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft ist die Tochter Olga (Marie Olga Louise) als Teilhaberin Olga Schmidt genannt.
- 15 In den Matrikeln der Universität Heidelberg ist Paul aber nur für das Wintersemester 1866 nachweisbar. Auch scheint er an einer anderen Universität promoviert worden zu sein (vgl. Toepke, Gustav/Hintzelmann, Paul: *Die Matrikel der Universität Heidelberg*. Bd. VI: 1846-70. Heidelberg 1907, S. 578).
- 16 Leithäuser, 1944, S. 25.
- 17 Leithäuser, 1944, S. 31.
- 18 Leithäuser, 1944, S. 33.
- 19 Schott, 1927, S. 97.
- 20 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 16f.
- 21 Ebd.
- 22 HZ-Archiv DS 2: *Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag*, in: *Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G.* 4 (1931), Nr. 1 vom 10. Jan., S. 1.
- 23 *Der Scottsche Zement bezeichnet ein patentgeschütztes Produkt, das bei der Behandlung von gebranntem Kalk mit brennendem Schwefel ein Produkt mit hydraulischen Eigenschaften entstehen lässt. Die Reaktionsprozesse waren bis dahin ungeklärt. Durch Synthese von gebranntem Kalk und schwefeliger Säure gelang es Friedrich Schott, die Zusammensetzung des Zements als schwefeliger Säure Kalk (CaOSO₂), Ätzkalk (CaO) und Schwefelkalzium (CaS) nachzuweisen. Weiterhin gelang es ihm, vereinfachte Herstellungsverfahren und eine Erklärung der Erhärtungsvorgänge zu finden*. Vgl. *Dingler Journal CCII*, S. 52-76.
- 24 HZ-Archiv DS 2: *Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag*, in: *Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G.* 4 (1931), Nr. 1, 10. Jan. 1931.
- 25 Friedrich Schott. *Der Heimgang des Industrieführers und Ehrenbürgers der Stadt*, in: *Heidelberger Tagblatt* vom 21. Febr. 1931, S. 5. Friedrich Schott hatte bei seinen Untersuchungen des Scottschen Zements beim Glühen von Kalk und Gips bereits hydraulische Eigenschaften beobachtet. Dies gab ihm die Anregung, die hydraulischen Eigenschaften des stark geglühten Gipses zu untersuchen. Er konnte zeigen, dass Anhydrid bis zu 500 °C erhitzt, schwache hydraulische Eigenschaften aufweist und die entstehenden Gipse in fünf verschiedenen Modifikationen auftreten (Vgl. *Dingler Journal CCII*, S. 335; *Seigers Notizblatt* 1872, S. 208; *Chemic. News* 1872, Nr. 633, S. 23; *Chem. Zentralblatt* 1872, S. 11; *Polytechnisches Zentralblatt* 1872, S. 454).
- 26 HZ-Archiv DS 2: *Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag*, in: *Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G.* 4 (1931), Nr. 1 vom 10. Jan., S. 1.
- 27 HZ-Archiv HV 175: *Portland-Cement-Werk Heidelberg*, vorm. Schifferdecker & Söhne in Heidelberg (Firmenbroschüre mit Referenzen). O.O. 1898, S. 4.
- 28 *Adressbuch der Stadt Heidelberg für 1874 und 1875 (Stand Nov. 1873) und Adressbuch der Stadt Heidelberg für 1876 und 1877 (Stand Nov. 1875)*.
- 29 Freimann, 1988, S. 198.
- 30 HZ-Archiv DS 2: *Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag*, in: *Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G.* 4 (1931), Nr. 1 vom 10. Jan., S. 2.
- 31 Karmarsch und Heerens *Technisches Wörterbuch*, 1877, S. 282f.

- 32 Das Verfahren wurde in Rüdersdorf bei Berlin zum Gesteinsabbau entwickelt. Dabei wurden in geringem Abstand nebeneinander horizontale Stollen bis zu ca. 8m Tiefe in die Bruchwand vorgetrieben. Anschließend wurden die zwischen den Stollen stehen gebliebenen Wände gesprengt, wodurch das gesamte über den Stollen liegende Gestein zum Einsturz kam. Die entstandenen Bruchsteine mussten von Hand zerkleinert und auf Loren verladen werden.
- 33 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 33.
- 34 Schroeter, Eva-Maria: Der Botanische Garten und das Botanische Institut. In: *Semper-Aper-tus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Uni-versität Heidelberg 1386-1986. Bd. V: Die Ge-bäude der Universität.* Heidelberg u. a. 1985, S. 475-497, hier S. 480f.
- 35 Schneider, Jutta: Das Alt-Klinikum Bergheim. In: *Semper-Aper-tus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986. Bd. V: Die Gebäude der Universität.* Heidelberg u. a. 1985, S. 382-431, hier 382f.
- 36 Generallandesarchiv Karlsruhe (nachfolgend zitiert als GLAK) 356/5595: Großherzoglich Badisches Bezirksamt Heidelberg, Heidelberg, Gewerbe und Handel: Die Erbauung eines Ringofens durch die Firma Schifferdecker und Söhne in Heidelberg 1882.
- 37 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 33.
- 38 Runow, 1998, S. 258.
- 39 GLAK, 269/1566: Öffentliche Urkunde über Gründung der Aktiengesellschaft »Portland-cementwerk Heidelberg vormals Schiffer-decker & Söhne« mit Sitz in Heidelberg vom 17. März 1889.
- 40 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 33; zur Prokuraerteilung vgl. *Heidenger Zeitung* vom 12. April 1888 sowie *Leithäuser*, 1944, S. 47.
- 41 *Heidenger Zeitung* vom 7. Febr. 1895, S. 2.
- 42 *Leithäuser*, 1944, S. 49f.
- 43 Stadtarchiv Heidelberg (nachfolgend zitiert als STAHD) 123/20, Stadtratsakten XI, Gemein-de-Vermögen, No. 3, Äcker, Wiesen, Gärten: Die Veräußerung bzw. Verwendung des ehe-maligen Cementwerks-Geländes, 1897/1905.
- 44 *Braunschweiger Tageblatt* vom 19. März 1895.
- 45 Stadtarchiv Leimen (im folgenden StAL): *Spezialia IV, Gemeindeverwaltung, 3. Ge-meindevermögen, 1888/1901, Nr. 2205: In Sachen der Firma Portlandcementwerk Heidelberg vormals Schifferdecker & Söhne gegen die Gemeinde Leimen. Ermäßigung der Gewerbesteuer für die Gemeindeumlage.*
- 46 StAL: *Spezialia II. Bau- und Feuerpolizei, 1. Bau-wesen, 85, 1895/1920; B. U. Pr. [Protokoll] No. 4.*
- 47 GLAK, 356/5633, Heidelberg, Polizei, Bau-wesen: *Gesuch des Portlandcementwerks Heidelberg um provisorische Wiederherstel-lung eines Theils der durch Brand zerstörten Fabrikgebäude 1895.*
- 48 Weidner, Heinrich: *Die Portlandzementfabrik, ihr Bau und Betrieb.* Berlin 1909, S. 202f.
- 49 Zur allgemeinen Entwicklung der Zementin-dustrie vgl. Albrecht, Helmuth (Hrsg.): *Vom Caementum zum Zement. Die Geschichte der Zementindustrie im Alb-Donau-Raum, in: Kalk und Zement in Württemberg.* Hrsg. v. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Ubstadt-Weiher 1991, S. 117-230, hier S. 152f.
- 50 Eine Hälfte eines ca. 50 m langen Teilstücks der alten Fabrikhalle ist noch weitgehend im Originalzustand erhalten. In ihr befindet sich heute die Zementmühle VII.
- 51 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 33.
- 52 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 43/45.
- 53 HZ-Archiv HV 175, Portland-Cement-Werk Heidelberg, vorm- Schifferdecker & Söhne (Ju-biläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen mit Zeugnissen), Heidelberg 1898, S. 8.
- 54 Ebd.
- 55 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 38/39; Diese Einrichtung wurde später dahingehend verbessert, dass in der Vorbrecherei das Ma-terial sofort auf Nussgröße zerkleinert wurde, wodurch die Crusher entfielen; vgl. auch HZ-Archiv ZWL 154, Leonhard Meyer: *Geschichte des Cementwerks Leimen, das Hauptwerk der Portland-Cementwerke Heidelberg-Mann-heim-Stuttgart AG,* Aug. 1938, S. 4.
- 56 Ebd., S. 40f.
- 57 Die Schüttelrinnen wurden zunächst durch Gummibänder, später durch Stahltransport-bänder ersetzt.
- 58 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 40/42.
- 59 Ebd., S. 42.
- 60 Meyer, 1938, S. 6-7.
- 61 Ebd.
- 62 HZ-Archiv HV 126: *Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 16-20/26.*
- 63 HZ-Archiv ZWL 154, 1938, S. 6-7.
- 64 HZ-Archiv HV 126: *Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 8.*
- 65 Ebd.
- 66 HZ-Archiv HV 126: *Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 26/37-38* und HZ-Archiv ZWL 154: Meyer, 1938, S. 6-7.
- 67 HZ-Archiv HV 126: *Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 23.*
- 68 HZ-Archiv ZWL 154: Meyer, 1938, S. 6-7.
- 69 HZ-Archiv HV 126: *Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 16.*
- 70 HZ-Archiv ZWL 154: Meyer, 1938, S. 5.
- 71 Ebd., S. 6-7.
- 72 HZ-Archiv HV 126: *Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 28-34.*
- 73 Ebd., S. 50-51/65f.
- 74 HZ-Archiv ZWL 154: Meyer, 1938, S. 6-7.
- 75 HZ-Archiv HV 126: *Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 27.*
- 76 Ebd., S. 28-34.
- 77 In den Steinbrüchen Rüdersdorf bei Berlin waren ursprünglich 150 bis 300 Arbeiter mit der Sprengung beschäftigt. An jede der Spreng-stoffladungen musste von Hand die Lunte ange-legt werden. Auf das Kommando „Brennt“ des Obersteigers entzündeten die Arbeiter am Bohrloch die Zündschnur. Dann blieben noch 2 Minuten Zeit, um sich in Sicherheit zu brin-gen. Dieses Verfahren machte es erforderlich, dass eine große Anzahl der Steinbrucharbei-tern eine Sprengerlaubnis haben mussten.
- 78 Das Rolloch-Verfahren war von einem Inge-nieur des Werks in Pennsylvania/USA abge-schaut worden. Das Verfahren war gegenü-ber dem Rüdersdorfer Sturzbetrieb ein großer Rationalisierungsschritt, da die teure Hand-verladung des Materials vereinfacht werden konnte. Beim Rolloch-Betrieb wird ein waag-rechter Stollen in den Berg getrieben, an des-sen Ende ein Schacht senkrecht in die Höhe führt. Die rings um den Schacht gebroche-nen Steine fallen durch den Schacht über sog. Füllschnauzen in die Kipploren. Die Kippwa-gen werden auf Gleisen von Hand aus dem Stollen geschoben und zu Zügen zusammen-gestellt. Die senkrechten Schächte erweitern sich mit der Zeit zu einem Trichter, an dessen Wandungen das Gestein abrollt. Werden die Trichter mit der Zeit zu flach, so müssen in der näheren Umgebung neue Rolllöcher ein-

- gerichtet werden. Die zwischen den Rolllöchern stehenden gebliebenen Grate müssen konventionell in Handarbeit abgetragen werden.
- 79 HZ-Archiv ZWL 154: Meyer, 1938.
- 80 Basten, Robert und Jeanmaire Claude: Heidelberg Straßenbahnen. Eine Dokumentation über die Heidelberger Straßen- und Bergbahn AG, Villingen/Schweiz 1986, S. 10 (HV-Archiv LIT 94).
- 81 HZ-Archiv ZWL 242: Kaufakten (Kaufvertrag) Gemeinde Nußloch, 1899-1923.
- 82 HV-Archiv LIT 94; Basten, 1986, S. 11-12. In der Dokumentation finden sich im Bildteil unter den Nummern 295 bis 301 einige Abbildungen der Steinzüge. Durch einen Brand im HSB-Archiv wurden allerdings ein Teil der Unterlagen und Bilder vernichtet, so dass diese nicht mehr greifbar sind.
- 83 Basten, 1986, S. 12. Um Heidelberg stärker zum wirtschaftlichen Mittelpunkt auszubauen, erwarb die Stadt am 1. Juli 1905 die elektrische Straßenbahn Heidelberg-Wiesloch von der DEG zum Preis von 1,9 Mio Mark.
- 84 Basten, 1986, S. 12.
- 85 HZ-Archiv ZWL 242. Kaufakten (Kaufvertrag) Gemeinde Nussloch.
- 86 Wie die Überreste zahlreicher römischer Kalkbrennereien beweisen, wurde zwischen Leimen und Wiesloch auch schon lange vor der Zementproduktion Kalkstein gewonnen. Daneben wurden in der Region auch immer wieder Erze abgebaut. Die nach der Absenkung des Oberrheingraben (vor ca. 50 Mio. Jahren) zwischen Nußloch und Wiesloch aufgestiegenen Erzlösungen kristallisierten in porösen Schichten des Unteren und Oberen Muschelkalks aus und führten dort zu einer Blei-Zink-Eisen-Vererzung mit geringem Silbergehalt. Besonders hervorzuheben sind der Galmei und die Schalenblende (Gemische verschiedener Zinkverbindungen). Bei Oberusel/Taunus gefundene keltische Silbermünzen aus Wieslocher Silber beweisen, dass die Erze bereits in vorchristlicher Zeit gewonnen wurden. Der Fund zahlreicher römischer Münzen in den alten Stollen lässt ebenfalls auf eine längere Betriebsperiode während der Römerzeit schließen. Der Bergbau überdauerte das Mittelalter und kam erst 1956 endgültig zum Erliegen.
- 87 HV-Archiv HV 126: Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 4-5.
- 88 Ebd.
- 89 Ebd., S. 6.
- 90 HZ-Archiv HV 175, Portland-Cement-Werk Heidelberg, vorm- Schifferdecker & Söhne (Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen mit Zeugnisse), Heidelberg 1898, S. 4.
- 91 Meyer, 1938, S. 4.
- 92 HZ-Archiv ZWL 21: Protokollbuch des Arbeiterausschusses 1905-1919, S. 3.
- 93 Ebd.; Die ersten gewählten Arbeiter auf S. 7
- 94 Gesetzes- und Ordnungsblatt vom 30. Dez. 1916.
- 95 Die gelernten Arbeiter (Metallarbeiter, Holzarbeiter, Sattler, Maschinisten, Heizer, Angestellte in Büro, Laboratorium und Büro) entsenden drei Vertreter. Je zwei Vertreter erhielten der Rotierofenbetrieb mit Mauern, das Packmagazin, die Schneider und Bahnarbeiter sowie die Steinbrucharbeiter in Leimen. Arbeiter des Rohmühlenbetriebs, des Cementmühlenbetriebs, der Kohlenentladung und Kohlenmühle, der Packerei, der Küferei und dem Steinbruch Nußloch hatten je einen Vertreter.
- 96 HZ-Archiv ZWL 21: Protokollbuch des Arbeiterausschusses 1905-1919, S. 1.
- 97 Ebd., S. 148.
- 98 Ebd., S. 2.
- 99 Ebd., S. 1.
- 100 Ebd., S. 3.
- 101 Ebd., S. 14.
- 102 Ebd., S. 10.
- 103 Ebd., S. 10.
- 104 Ebd., S. 10.
- 105 Ebd., S. 11.
- 106 Ebd., S. 103f.
- 107 Ebd., S. 25-27. In Leimen wurden 1906 etwa 50 Personen mit einem Kostenaufwand von jährlich etwa 8'800 M unterstützt.
- 108 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 87.
- 109 Ebd., S. 88.
- 110 Ebd., S. 88.
- 111 Die Betriebskasse gewährt bei 1/2 bis 1 jähriger Mitgliedschaft den Familienangehörigen freie ärztliche Behandlung sowie Arznei und Heilmittel, oder bei Verpflegung im Krankenhaus 25-50 % der Kosten. Im Sterbefall erhielten die Angehörigen Sterbegelder.
- 112 HZ-Archiv ZWL 116: Zusammenstellung von Dr. Ehrhart Schott für Dr. Hack für die Gemeinderatssitzung am 11. Sept. 1908, 10. Sept. 1908.
- 113 GLAK, 69, Baden Sammlung 1995 SI/550. »An Jahresmiete werden 170 Mark ratenweise bei der 14 tägigen Lohnzahlung in Anrechnung gebracht und auf ein Sparkassenbuch angelegt, dessen Beitrag im Todesfalle des Mannes der Witwe oder dem Vormund der Kinder ausbezahlt wird. Bis Ende 1909 betrugen die so gesammelten Beträge für die Inhaber der Häuser insgesamt 14888 Mark, während über 18000 Mark früheren Mietern oder deren Hinterbliebenen zurückgezahlt wurden.« Vgl. HZ-Archiv, HV 211: Festschrift, 1910, S. 40f.
- 114 GLAK, 69, Baden Sammlung 1995 SI/550. Die Jahresmiete betrug 1910 jährlich 170 Mark. Bis Ende 1909 betrugen die so gesammelten Beträge für die Inhaber der Häuser insgesamt 14.888 Mark. Insgesamt waren zu diesem Zeitpunkt 18.000 Mark früheren Mietern oder deren Hinterbliebenen zurückgezahlt worden. Vgl. HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 40f.
- 115 GLAK, 69, Baden Sammlung 1995 SI/550 und HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 40f.
- 116 Ebd.
- 117 HZ-Archiv ZWL 21: Protokollbuch des Arbeiterausschusses 1905-1919, S 65/66: Auf der 12. Sitzung des Arbeiterausschusses am 22.11.1907 wurde ein Raum für das Trinken des verkauften Flaschenbier gefordert. In derselben Sitzung wurde die Öffnung der Kantine um 8 1/2 Uhr abends verlangt und es sollte »...dafür gesorgt werden, daß in der Kantine stets von allen Sorten Wurst und Käse vorrätig ist.« Weitere Hinweise auf die Errichtungszeit der Kantine ergeben sich aus den Werkslageplänen von 1903 und 1909. Mit einiger Sicherheit kann die Inbetriebnahme der neuen Kantine Mitte des Jahres 1907 angenommen werden.
- 118 HZ-Archiv Archiv ZWL 84: Protokoll der Vereinsgemeinde Cementwerk Leimen vom 14. Juni 1903.
- 119 HZ-Archiv HV 126: Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 83.
- 120 Ebd., S. 84.
- 121 Ebd., S. 83.

- 122 HZ-Archiv Archiv ZWL 84: Protokoll der Vereinsgemeinde Zementwerk Leimen vom 14. Juni 1903.
- 123 Ebd.
- 124 Das erste Gemeindegremium setzte sich folgendermaßen zusammen: Friedrich Erlenbach (Bürgermeister), Hermann Heilig (Ratschreiber) und Adam Raudenbusch (Gemeindevorstand), hinzu kamen 6 weitere Gemeinderäte.
- 125 Zur weiteren Entwicklung: HZ-Archiv HV 136: 50 Jahre Sängerbund Zementwerk der Vereinsgemeinde Leimen, Juni 1953.
- 126 HZ-Archiv ZWL 116: Zusammenstellung von Dr. Ehrhart Schott für Dr. Hack für die Gemeinderatssitzung am 11. Sept. 1908, 10. Sept. 1908.
- 127 HZ-Archiv ZWL 151: 75 Jahre Schwimmklub Neptun Leimen 1919-1994, S. 13.
- 128 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 85/86.
- 129 Ebd.
- 130 Ebd.
- 131 1910 5538 (Werksfremde 10029), 1911 8306 (Werksfremde 13463). Vgl. HZ-Archiv HV 126: Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 84.
- 132 HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 93.
- 133 Riepert, B.: Friedrich Schotts Ehrentag. Die Jubelfeier im Zementwerk Leimen. In: Heidelberger Tagblatt vom 14. Juli 1925.
- 134 Die Fabrikbauten des Werks waren nach den Erfahrungen mit dem Brand des Heidelberger Werks bis auf wenige Ausnahmen vollständig in Eisen und Beton ausgeführt. Nachdem in den ersten Jahren ein hölzerner Kohleschuppen infolge Selbstentzündung ein Raub der Flammen wurde, wurde sogleich eine Fabrikfeuerwehr gegründet. Der genaue Zeitpunkt dieses Ereignisses ist nicht überliefert. Vgl. HZ-Archiv HV 211: Festschrift, 1910, S. 91
- 135 HZ-Archiv SD 4: Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag, in: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G. 4., 1931, Nr. 1 vom 10. Jan., S. 2.
- 136 Kommerzienrat Friedrich Schott 70 Jahre, in: Tonindustrie-Zeitung 44, 1920, Nr. 153, S. 1f.
- 137 HZ-Archiv DS 41: Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 1-2.
- 138 SPD-Archiv Leimen, Protokoll-Buch der Sozialdemokratischen Bürgerversammlung Leimen, Protokoll der Bürgerversammlung vom 15. Jan. 1913.
- 139 HZ-Archiv ZWS 1: Zur Aufklärung. Gewerkschaftstarife oder Werkstarife? Flugschrift von Friedrich Schott vom 7. Febr. 1928.
- 140 HZ-Archiv ZWL 116: Flugblatt »Arbeiter des Zementwerks« von Friedrich Schott, o.D. [vermutl. 1923].
- 141 HV-Archiv HV126: Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 1. Die heißen Sommer wirkten sich mit niedrigen Wasserständen sowohl negativ auf die Schifffahrt als auch auf die Wasserkraft aus (durchschnittliche Leistung 1910 237 PS (174 KW), 1911 198 PS (145 KW).
- 142 Riepert, 1927, S. 994f.
- 143 Riepert, 1927, S. 950/956/957
- 144 Keil: 90 Jahre Zementverein, in: Zement-Kalk-Gips, 20. Jg, 1967, H. 12, S. 551-554.
- 145 Albrecht, 1991, S. 167/168.
- 146 HZ-Archiv DS 41: Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 2.
- 147 Arbeiterdemonstration in Leimen. Eine Erklärung [unterzeichnet: Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart Aktiengesellschaft F. Schott, F. Brans, Dr. E. Schott], in: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 10. Febr. 1919, S. 8.
- 148 Ebd.
- 149 Ebd.
- 150 Unruhen in Leimen. In: Heidelberger Tageblatt vom 10. Febr. 1919.
- 151 Arbeiterdemonstration in Leimen. Eine Erklärung [unterzeichnet: Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart Aktiengesellschaft F. Schott, F. Brans, Dr. E. Schott]. In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 10. Febr. 1919, S. 8.
- 152 Die Vorgänge in Leimen. In: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 12. Febr. 1919, S. 8.
- 153 Die Vorgänge im Zementwerk Leimen, in: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 13. Febr. 1919, S. 8.
- 154 TIZ, Nr. 95, 1916.
- 155 Ebd.
- 156 Friedrich Schott. Der Heimgang des Industrieführers und Ehrenbürgers der Stadt, in: Heidelberger Tagblatt vom 21. Febr. 1931, S. 6. Neben seinen Verdiensten um die Entwicklung der Heidelberger Industrie hatte er sich durch besonderes Entgegenkommen bei der Überlassung eines Grundstücks zur Erbauung eines »Krüppelheimes« an der Rohrbacher Landstraße das Wohlwollen der Stadt Heidelberg erworben.
- 157 Im Andenken an seinen Großvater, der als einer der bedeutendsten Ägyptologen seiner Zeit galt, erwarb er sich als Stifter der wertvollen Konsul Reinhard-Papyrus-Sammlung an die Universität Heidelberg den bleibenden Dank der Ruperto Carola.
- 158 HZ-Archiv SD 4: Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag, in: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart A.-G. 4 (1931), Nr. 1 vom 10. Jan., S. 2.
- 159 Friedrich Schott. Der Heimgang des Industrieführers und Ehrenbürgers der Stadt, in: Heidelberger Tagblatt vom 21. Febr. 1931, S. 5.
- 160 STAHD: Stadt-Rat der Kreishauptstadt Heidelberg, 2a/20, III Annahme und Aufgabe der Staatsangehörigkeit, Bürger-Annahme: Beschluss der Stadtratssitzung vom 26. Mai 1925 und Wortlaut des Ehrenbürgerbriefs vom 6. Juli 1925.
- 161 HZ-Archiv ZWL 78: Arbeitsordnung für das Werk Leimen vom 25. März 1906, S. 3.
- 162 HZ-Archiv ZWL 78: Arbeitsordnung der Portland-Cementwerke Heidelberg - Mannheim - Stuttgart AG vom 2. Aug. 1923, S. 3/4.
- 163 HV-Archiv HV127: Jahresbericht des Werks Leimen 1929, S. 29. Zwischen 1916 und 1920 starben Kesselmeister Robert Schirm, Elektromeister Markus Mayr, Küfermeister Ludwig Grieshaber, Spenglermeister Franz Knopf und Packmeister Wilhelm Schönit.
- 164 HV-Archiv HV127: Jahresbericht 1929 Werk Leimen, S. 79.
- 165 Ebd., S. 27.
- 166 Ebd.
- 167 Ebd.
- 168 Ebd.
- 169 Ebd., S. 28-29.
- 170 Ebd., S. 62.
- 171 Ebd., S. 30.
- 172 Ebd., S. 66.

- 173 HZ-Archiv DS 41: Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 2.
- 174 HV-Archiv HV127: Jahresbericht des Werks Leimen 1929, S. 32.
- 175 Ebd., S. 34.
- 176 Ebd., S. 17.
- 177 HZ-Archiv HV 67: Technischer Jahresbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg – Mannheim – Stuttgart AG, 1931, S. 32 und HV 66: Technischer Jahresbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg – Mannheim – Stuttgart AG, 1930, Anl. 28.
- 178 HV-Archiv HV127: Jahresbericht 1929 Werk Leimen, S. 18-20.
- 179 Ebd., S. 18-20.
- 180 Ebd., S. 51-64.
- 181 Ebd., S. 54.
- 182 Ebd., S. 2-3, 41-42, 55f. Der extrem kalte Januar und Februar 1929 brachte die Bautätigkeit und den Schiffsverkehr auf dem vom 4. Feb. bis 12. März 1929 zugefrorenen Rhein völlig zum Erliegen. Die Fabrikation ruhte vom 21. Dez. 1928 bis 2. Apr. 1929. Dadurch wurden Exportaufträge storniert. Minder Versand in Süddeutschland 10178 Wagen.
- 183 Ebd., S. 22, 26f., 53-55.
- 184 Ebd., S. 76.
- 185 Ebd., S. 7.
- 186 Ebd., S. 5-8.
- 187 Ebd., S. 10.
- 188 HZ-Archiv ZWL 123: technischer Jahresbericht Werk Leimen 1934, S. 17/21.
- 189 HV-Archiv HV127: Jahresbericht des Werks Leimen 1929, S. 11-12.
- 190 HZ-Archiv DS 41: Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 13.
- 191 Ebd., S. 13.
- 192 Ebd. »Jetzt habe ich Euch Scherenschleifer aber endlich einmal drangekriegt, wo Ihr schon gemeint habt, ich wäre in Frankfurt.«
- 193 Ebd., S. 14.
- 194 Ebd., S. 13.
- 195 Ebd., S. 4.
- 196 Ebd., S. 5.
- 197 Ebd., S. 15.
- 198 Volksgemeinschaft, 5. Mai 1933.
- 199 Ebd.
- 200 Volksgemeinschaft, 9. Mai 1933.
- 201 Ebd.
- 202 Ebd.
- 203 HZ-Archiv HV 20: Geschäftsbericht für das Jahr 1932 der Portland-Zement-Werke Heidelberg Aktiengesellschaft, 17. Mai 1933.
- 204 HZ-Archiv HV29: Geschäftsbericht für das Jahr 1934 der Portland-Zement-Werke Heidelberg Aktiengesellschaft 30. Apr. 1935.
- 205 HZ-Archiv HV 21 bis HV 33: Geschäftsberichte für die Jahre 1933-1945 der Portland-Zement-Werke Heidelberg Aktiengesellschaft.
- 206 HZ-Archiv ZWL 123: technischer Jahresbericht Werk Leimen 1934, S. 16.
- 207 HZ-Archiv ZWL 78: Betriebsordnung für das Werk Leimen vom 1. Apr. 1938, S. 3.
- 208 HZ-Archiv ZWL 78: Betriebsordnung und Satzung der Unterstützungskasse der Portland-Zementwerke Heidelberg AG vom 1. Mai 1940, S. 10.
- 209 Ebd., S. 14.
- 210 Ebd., S. 10.
- 211 HZ-Archiv ZWL 78: Betriebsordnung für das Werk Leimen vom 1. Apr. 1938, S. 7-8.
- 212 HZ-Archiv ZWL 78: Betriebsordnung und Satzung der Unterstützungskasse der Portland-Zementwerke Heidelberg AG vom 1. Mai 1940, S. 21.
- 213 HZ-Archiv HV28: Geschäftsbericht für das Jahr 1939 der Portland-Zement-Werke Heidelberg Aktiengesellschaft, Bericht des Vorstands vom 25. Apr. 1940.
- 214 HZ-Archiv ZWL 123: Technischer Jahresbericht Werk Leimen 1934 (Meyer 10. Apr. 1935), S. 1. Lediglich die Öfen 15 und 16 mussten am 6. Oktober wegen Überproduktion stillgesetzt werden.
- 215 Ebd., S. 1-4/16.
- 216 Ebd., S. 17/21.
- 217 Ebd., S. 18-19/22.
- 218 Ebd., S. 18 und Meyer, 1938, S. 4.
- 219 Albrecht, 1991, 200.
- 220 HZ-Archiv 379: Gefolgschaftsstand am 24. Okt. 1944.
- 221 HZ-Archiv 379: Walter Bohman, TZB Rundschreiben an alle Werke, 3. Juni 1940.
- 222 Ab 1943 wurden keine Zahlen mehr im Geschäftsbericht veröffentlicht, vermutlich um keine demotivierende Botschaft an die Beschäftigten auszugeben. Diese Entwicklung der Kriegstoten bzw. Eingezogenen entspricht auch exakt der Entwicklung des Einsatzes von Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern.
- 223 GLAK 356/4091: Hofmann, Kreisschulamt an sämtliche Schulleiter, 5. Aug. 1940.
- 224 HZ-Archiv ZWL 379: Anforderung von Kriegsgefangenen beim Arbeitsamt Heidelberg.
- 225 GLAK 356/4089: Bericht Blum, Gendamermeister an Landrat in Heidelberg, 26. Juli 1940.
- 226 GLAK 356/4089: Bericht Braun, Gendamerleutnant an Landrat in Heidelberg über die Unterbringung der Kriegsgefangenen in Leimen, 18. Juli 1940.
- 227 HZ-Archiv 379: Meldung des Führers des Wachkommando Müller, 31. Aug. 1940.
- 228 HZ-Archiv 379: Anforderung von Kriegsgefangenen beim Arbeitsamt Heidelberg, 27. Juni 1942.
- 229 Ebd.
- 230 Ebd.
- 231 HZ-Archiv DS 41: Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 3.
- 232 Ebd., S. 4.
- 233 HZ-Archiv HV 1304: Reisebericht von Dr. Ehrhart Schott über eine Reise vom 19. Feb. bis 25. Feb. 1946 nach Lengfurt, Hartmannshof, Burglengenfeld, Kiefersfelden, München und Lochhausen, 27. Feb. 1946, S. 6-7.
- 234 Ebd., S. 17.
- 235 Ebd., S. 17.
- 236 HZ-Archiv DS 133: Heidelberger Portländer, H. 2, 1967, S. 25f.
- 237 HZ-Archiv ZWL 148: Niederschrift der Werksleitertagung vom 22. und 23. Mai 1957, S. 3f.
- 238 HZ-Archiv ZWL 145: Niederschrift der Werksleitertagung vom 30. März 1951, S. 3.
- 239 HZ-Archiv ZWL 344: Jahresbericht 1951 Werk Leimen, S. 3.
- 240 HV-Archiv ZWL 147: Niederschrift der Werksleitertagung vom 24./25. Nov. 1953.
- 241 Der Heizwert dieser Kohlen mit einem Aschengehalt von 35 % und einem Wassergehalt von 30 % war allerdings gering.
- 242 HZ-Archiv ZWL 381: Jahresbericht 1952 Werk Leimen, S. 3.
- 243 HV-Archiv ZWL 147: Niederschrift der Werksleitertagung vom 22./23. Mai 1957, S. 7.

- 244 HV-Archiv ZWL 148: Niederschrift der Werksleitertagung vom 22. und 23. Mai 1957, S. 4.
- 245 HV-Archiv ZWL 149: Niederschrift der Werksleitertagung vom 31. Okt. 1956.
- 246 Ebd.
- 247 HV-Archiv ZWL 141: Niederschrift der Werksleitertagung vom 28. und 29. Nov. 1962.
- 248 HV-Archiv ZWL 147: Niederschrift der Werksleitertagung vom 24./25. Nov. 1953.
- 249 Ebd.
- 250 lt. Mitteilung von Wolfgang Hövelborn, ehemaliger Oberingenieur vom 27. Okt. 2001.
- 251 Ebd.
- 252 Ebd.
- 253 Ebd. Die Landschaftsgestaltung war maßgeblich von Steinbruchmeister Fröhner und dem Naturschutzbeauftragten der Gemeinde Nußloch, Heinrich Schmidt, beeinflusst worden.
- 254 Derzeit sind 410 Gefäßpflanzenarten und eine Armleuchteralge (*Chara vulgaris*) bekannt. Damit wurden bis heute im Steinbruch Nußloch 19,2 % aller in Baden-Württemberg heimischen Pflanzenarten beobachtet. 59 (14,4 %) Gefäßpflanzenarten werden in den Roten Listen von Baden-Württemberg und Deutschland aufgeführt.
- Bis heute sind 100 Vogelarten nachgewiesen. Davon brüten 58 (58,0 %) Arten innerhalb des Abbauareals oder in direkt angrenzenden, zum Steinbruchgelände gehörenden Biotoptypen. Weitere 28 (28,0 %) Arten nutzen das Steinbruchgelände während der Brutzeit regelmäßig zur Nahrungssuche. Während der Zugzeit rasten 8 (8,0 %) Arten im Gebiet und weitere 6 (6,0 %) Vogelarten überwintern hier. Insgesamt werden 48 (48,0 %) der beobachteten Vogelarten in den Roten Listen von Deutschland und Baden-Württemberg geführt. Im Anhang I der Vogelschutzrichtlinie (79/409/EWG) sind 10 (10,0 %) Arten genannt. Weiter leben im ehemaligen Abbaugebiet 12 Amphibien-, 6 Reptilien-, 18 Libellen-, 21 Heuschrecken- und 41 Tagfalterarten.
- Literatur zum Steinbruch Nußloch: Bente, B. & M. Löscher (1987): Sedimentologische, pedologische Untersuchungen an Lössen südlich Heidelberg. – Göttinger Geographische Abhandlungen 84: 9-17; Hildebrandt, L.H. (1995): Seltene Schmetterlingsarten in durch Bergbau geprägten Biotopen bei Wiesloch, Rhein-Neckar-Kreis. – Kraichgau Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung 14: 39-45; Hildebrandt, L.H. (1998): Die Schwermetallbelastungen durch den historischen Bergbau im Raum Wiesloch. Dissertation, 375 S.; Hildebrandt, L.H. (2000): Seltene Pflanzen und Tiere im Bergwerksgebiet. – Kurpfälzer Winzerfest-Anzeiger 2000: 50-54; Schmidt, H. & H. Seeger (1998): Orchideen – Kostbarkeiten im Steinbruch Nußloch. – Kurpfälzer Winzerfest-Anzeiger 1998: 67-68.
- 255 lt. Mitteilung von Wolfgang Hövelborn, ehemaliger Oberingenieur vom 27. Okt. 2001.
- 256 Zit. ebd.
- 257 Ebd.
- 258 Ebd.

Autoren



Dietmar Cramer M. A.

Jg. 1962, Studium der Wissenschafts- und Technikgeschichte sowie der Geografie. Seit 1993 als freier Mitarbeiter des Forschungszentrums Karlsruhe am Aufbau eines „Historischen Archivs“ im Generallandesarchiv Karlsruhe tätig. Seit 1996 Leiter des Unternehmensarchivs der Heidelberger Zement AG.



Steffen Fuchs

Jg. 1963, Fotograf, mit Schwerpunkt Industriefotografie. Seit 1991 Mitarbeiter der Abteilung Marketing der Heidelberger Zement AG, zuständig für den Bereich Fotografie und Bildarchiv.